

In Amerika bei B. HERDER, 17 South Broadway, St. Louis, Mo.



## Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 12.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

Dezember 1886.

**Inhalt:** Japan und die Japanesen. (Schluß.) — Eine Fahrt in das Gebiet der Hudsonsbai. (Schluß.) — Nachrichten aus den Missionen: Bulgarien; China; Annam; Aequatorial-Afrika; Südafrika; Nordaustralien. — Für Missionszwecke.

## Erzbischöfliche Empfehlung.

Die im Verlag von Herder dahier erscheinende illustrierte Monatschrift „Die katholischen Missionen“ habe ich seit ihrem ersten Erscheinen immer mit lebhaftem Interesse gelesen. Ihre Lectüre hält uns, die wir die Gnade des heiligen Glaubens und die Zugehörigkeit zur heiligen Kirche von unsern Vätern ererbt haben, in beständiger geistiger Verbindung mit den Glaubensboten, welche meist unter unsäglichen Mühen und Entbehrungen das Licht des Evangeliums zu Denen tragen, die da sitzen in Finsterniß und Todesschatten, in Verbindung auch mit den Berufenen aus allen Nationen. Die Anstrengungen und der Eifer der Einen, die Empfänglichkeit und selbst das Widerstreben der Andern wecken unsere lebhafteste Theilnahme an der Ausbreitung des Reiches Gottes, ermuntern zu Gebet und Opfern für diesen heiligen Zweck und bewegen uns, die Gnade des Glaubens, die wir meist ohne große Opfer empfangen haben, hochzuschätzen und eifrig zu benützen.

So können die „Missionen“ im katholischen Volke nur sehr heilsam wirken, und es ist zu wünschen, daß sie in möglichst vielen Familien gelesen werden. Nur Familienlectüre eignen sie sich besonders wegen der anziehenden Form der Darstellung, wegen der wechselvollen Reichhaltigkeit des Inhaltes und der Illustrationen.

Bei der Zuverlässigkeit ihrer Mittheilungen sind die „Katholischen Missionen“ überdies geeignet, allmählich das Material für eine Geschichte der katholischen Missionen auf dem ganzen Erdkreise beizubringen.

Ich empfehle sie deshalb dem katholischen Volke auf das Wärmste.

Freiburg, den 6. November 1886.

† Johannes Christian,  
Erzbischof von Freiburg.



## Japan und die Japanesen.

(Ein Culturbild. — Schluß.)



## 5. Sitten, Bräuche und Feste.

Wenn ein Europäer zum ersten Male ein japanisches Haus betritt, so fällt ihm der Mangel unserer gewohnten Möbel auf: nirgends ein Stuhl und nirgends ein Bett. Eine kleine Matte auf dem Fußboden genügt als Lagerstätte den Armen wie den Reichen; dabei steht ein Holzschemel als Kopfstissen. Beim Studium aber wie bei der Arbeit, zum Plaudern wie zum Essen setzt man sich auf den Boden. Auch Kamine und Ofen fehlen bis hoch in den Norden. Der vielen Erdbeben wegen bauen die japanischen Baumeister so niedrig als möglich und pflegen nur das leichteste Material zu verwenden. Bestehen aber die Außenmauern des Hauses im besten Falle aus Bretterverschlagen, dann läßt sich denken, daß die Scheidewände der Innenräume noch luftiger sind. Thatsächlich finden wir auch nichts als spanische Schirme und Tapetenvorhänge, welche das ganze Haus in Zimmer theilen. Es ist sehr auffallend, daß der Japaner einerseits neben uns völlig bedürftiglos ist, da er an tausenderlei Hausgeräthe gar nicht denkt, das uns doch ganz unentbehrlich vorkommt; andererseits aber in allen Volksklassen ein wahrhaft vornehmes Bedürfnis nach geschmackvollem Schmuck des Hauses gefunden wird. Und überdies ist es bezeichnend und merkwürdig, daß wie uns der häusliche Heerd, d. i. ein wohlliches Stübchen, als Inbegriff des Gemüthlichen gilt, so dem Japaner sein stets wohlgepflegtes Gärtchen der Schauplatz heimlicher Häuslichkeit bildet. Da wird der Morgenthee meist im frohen Familientreise genommen und am Abend mit munteren Freunden dem Saki (Reisbranntwein) reichlicher zugesprochen, als gerade empfehlenswerth. In seinem Garten sucht der Japaner nach dem Gemüth der Geschäftswelt und der Last der Tagesarbeit Einsamkeit und Ruhe. Dahin flüchtet er sich, um seinen Lieblingsneigungen nachzugehen.

Eine der weitestverbreiteten ist die Lectüre. Die japanische Literatur hat zahllose Romane von entzücklicher Eintönigkeit; sie werden fast nur von Frauen und Mädchen gelesen, von diesen aber um so eifriger. Seit Langem gibt es in den Städten Leihbibliotheken; für weniger als eine halbe Mark monatlichen Abonnements kann man daher ganze Stöße leichter Lesewaare nach Haus schleppen. Bei solcher Lesewuth ist es kein Wunder, daß das europäisch-amerikanische Zeitungswesen rasch Eingang und vielen Beifall gefunden, zumal unter den gebildeteren Männern. Vor 1868 gab es keine Zeitung in Japan; 1880 berechnete man schon die Zahl der in einem Jahre gedruckten Exemplare auf 33½ Millionen, wovon 21½ in mehr als zwölf Blättern bloß auf die Städte Tokio und Osaka kommen. Besuchen wir also einen den besseren Klassen angehörigen Japaner bei erträglichem Wetter und finden ihn zu Hause, dann ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er mit dem „Yomiuri Shinbun“, einem Fünf-Pfennig-Journal, dem „Nichi-nichi“ oder was er sonst zu seinem Leitblatt erwählte, in einer lauschigen Laube seines Gartens politischen Betrachtungen obliegt. Den mit weltmännischer Zuverlässigkeit begrüßten Gästen werden zumeist die Herrlichkeiten des Gartens gezeigt, und wären sie ihnen auch noch so bekannt. Man glaubt annehmen zu dürfen, daß der Besuch auch den lieben Bäumen und Blumen gilt. Ein Zwerggewächs wird eben verhätschelt wie der Benjamin der Familie, eine Riesenblume angestaunt

wie ein Wunderkind. Ueberragt eine Lilie mit ihrem Kelch den Wipfel einer nahen Zwergtanne, dann ist sie der Stolz des Hauses, Gegenstand unermüdlicher Bewunderung. Immer sinnt der wohlhabende Sohn Nippons, wie er seinen Garten noch verschönern könne, welche Prachtpflanze ihm noch fehle. Und erst bei festlichen Anlässen, da ist der Blumen kein Ende. Sind also auch die Läden in den Straßen noch so besucht und die herumwandernden Verkäufer noch so belagert, nichts macht in Japan blühendere Geschäfte als die Blumenhandlung (vgl. das Bild S. 249).

Das will aber viel sagen. Denn das Markttreiben ist ein sehr reges, und alle Reisenden bemühen sich, lebhaftige Farben aufzutragen, um den geschäftigen Käufer- und Kundenverkehr treu wiederzugeben. Allein gegen die Mittagsstunden wird es ungemein still in der Stadt. Die Barken und Boote, schreibt ein französischer Reisender, liegen dann ruhig am Ufer der vielen Kanäle und die Schiffsleute halten ein Mittagsschläfchen. Man hört kein Ausrufen, kein Plaudern und Lachen. Unter den schattenspendenden Bäumen ruht der mehr oder weniger Heimathlose, während der Bürger und Arbeiter nach Hause geeilt ist. Wer um diese Zeit beobachtende Streifzüge durch die Stadt vornimmt, gewinnt leichtlich Einblick in das allmüttägliche Familienleben der Japaner.

In dem nach der Straße offenen Hauptraum des Hauses sitzt die ganze Familie auf dem Boden. Feine Strohmatten sind ausgebreitet und dienen zugleich als Teppich, Sopha und Tischtuch. In der Mitte des Familientheises steht ein Napf aus lackirtem Holz; er ist mit Reis gefüllt, dem täglichen Brod der Japaner. Ueberaus mannigfach ist dessen Zubereitung. Jeder am Tische füllt sich aus dem Napf eine Tasse und verzehrt den Inhalt, ohne sich der bekannten Stäbchen zu bedienen, welche unsere Gabeln ersetzen. Nur wenn Seethiere, Fische, Krabben u. dgl. aufgetragen werden, braucht man dieselben. Die Speisen werden mit Seesalz oder Sojasauce gewürzt. Letztere wird aus einer schwarzen Bohne bereitet, die man gähren läßt. Von Gemüsen hat man weiße Rüben, Möhren und süße Kartoffeln. Ein sehr leckeres Gericht ist Salat aus jungen Bambusprossen und Lotuszwiebeln. Bei keiner Mahlzeit fehlt Thee oder heißer Reisbranntwein; beide Getränke werden ohne Zucker oder irgend eine Zuthat genossen. Das Tafelgeschirr besteht aus Schüsseln und Schalen, Untersätzen und Büchsen, alles von lackirtem Holz; dazu kommen Vasen, Tassen und Flaschen aus Porzellan, Theetöpfe aus poröser Töpfererde, die mit Firniß überzogen sind. Das Benehmen der Leute bei Tisch zeugt von guter Lebensart, ihre Bewegungen sind anmuthig, freilich nur so lange, als der Saki mit Maß genossen wird. Leider geschieht nur zu oft das Gegentheil, so daß der Säuserwahnsinn durchaus keine sehr seltene Erscheinung ist. Bisher aber gelang es der Entschiedenheit der Regierung, das Gift, das noch verheerender ist als der Branntwein, das Opium, vom Volke fern zu halten. Zu den allgemeinen Lebensgewohnheiten gehören heiße Bäder, und das hierzu Nöthige zählt zur häuslichen Einrichtung. Die Japaner verdamnen dem Oyu, so nennt man diese Bäder, ungewöhnliche Unempfindlichkeit gegen Witterungsumschläge und kühlen Luftzug.

Die Familie ist der Kern des Volkslebens. Soll dieser Kern und sollen mit ihm die gesellschaftlichen Zustände gesund



sein, dann müssen Eheleute und Eltern um die Unverletzlichkeit ihrer Rechte und die Heiligkeit ihrer Pflichten wissen und danach handeln; es muß die Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe, die religiöse Grundlage der Erziehung feststehen. Wie überall, wo Christus nicht waltet, fehlt auch in Japan dem Eheband Weiße und Festigkeit. Die Frau ist rechtlos, der Mann ihr gegenüber pflichtlos. Auf den ersten besten Verdacht hin darf er sie tödten. Vielweiberei ist Landesbrauch, die Heirath ist von den Eltern lange vorherbestimmt. Keine anderen als praktische Rücksichten kennt man. Mitgift gibt es zwar nicht, stets sorgt man aber für möglichst glänzende Ausstattung. In China pflegt man bei Hochzeitsfeierlichkeiten Fremde nicht ungern Zeugen des entfaltenen Gepräges sein zu lassen. Anders in Japan. Zwar wird auch da Reichtum oder Wohlhabenheit zur Schau gestellt, aber nur Freunde sind gebeten. Freilich viele, ja alle; nie aber Fremde. Die Verlobung geschieht in so frühem Alter, daß sie im mütern Lärm der Kinderstube, wie tausend heitere Erlebnisse derselben, bald vergessen würde, wenn die Eltern es nicht sehr ernst gemeint hätten. Sie erinnern auch im gegebenen Augenblick daran. Ist der Bräutigam nämlich etwa 20 Jahre alt und die Braut 16, dann wird Hochzeit gehalten.

Am frühen Morgen bringt man die Ausstattung der Braut in die Wohnung des Bräutigams und schmückt diese mit all den Luxusgegenständen und Kunstsäckelchen, die den japanischen Comfort ausmachen. Die Ladgestelle sind dicht besetzt mit den Kunststücken der Gärtner und den Meisterwerken der alten Porzellanfabrikation. Manche der Schalen enthalten gedörrte Fische, um die Neuvermählten an der Altväter schlichte Sitte zu erinnern. Gegen Mittag kommt ein Schwarm hochgeputzter Leute: Bekannte und Nachbarn, Verwandte und Zeugen, die Eltern und endlich das Brautpaar. Man setzt sich mit allerlei Ceremoniell in weitem Kreis auf den Boden (vgl. das Bild S. 248). Bemerkenswerth ist, daß in all den feierlichen Vornahmen nichts vorkommt, wie Abschluß eines Vertrages, Versprechen oder Einwilligung. Sie gehen vermählt von dannen, aber, was sehr bezeichnend ist: „der Mann hat nichts versprochen“. Unter den ausgestellten Broncevasen ist eine von Gestalt eines mit zwei Flaschenhälften versehenen Schöpfmeisens. Sie ist mit Saki gefüllt. Die zwei dazu Bestimmten, welche als Schmetterlinge verkleidet sind, ergreifen sie und stellen sie zwischen die Brautleute. Die beginnen nun abwechselnd zu trinken, bis nichts mehr in der Urne ist. Diese symbolische Handlung bedeutet, daß sie fortan, wie den Reisbranntwein, so den Kelch des Lebens, mag er nun wermuthsvoll sein oder reich an Süße, mit vereinten Kräften ausschöpfen oder hinabwürgen müssen.

Das neugeborene Kind empfängt am 7. Tage den Namen. Die nächsten bedeutenderen Augenblicke im Kinderleben sind der 30. Tag, da wird ihm das Köpfchen rasirt; ferner der Anfang des 4. Monates, wo es einen Anzug, wie die Erwachsenen ihn tragen, und von seinem Pathen ein Festkleid erhält, auf dem die unvermeidlichen Kraniche und Schildkröten angebracht sind. Ein Tag für viele schrecklich ist der 6. Tag des 6. Monates im 6. Lebensjahr. Da beginnt der Schulunterricht mit der ersten Schreibstunde. Der kleine Japaner, welcher die ersten Schritte auf der akademischen Laufbahn thun soll, bekommt Pinsel und Tische, einen Aufschälen und Bastpapier. Er wird dem Schulmeister vorgestellt, der ihn mit großer Güte aufnimmt und von seiner Freundlichkeit auch dann nicht abläßt, wenn die ersten Mißverständnisse sich einstellen und die ersten

Nachahmungsversuche Ungeheuer an Schriftzeichen zu Tage fördern. Eifer fehlt dem Lehrling selten, Geduld dem Lehrer nie. Vielleicht hat Alcock deshalb Japan das Paradies der Kinder genannt. Um Papier zu sparen, werden die Schulübungen immer wieder abgewaschen. Daher kommt es, daß man an freien Nachmittagen die Schreibhefte der Schulkinder wie Wäsche zum Trocknen in langen Reihen an der Sonne ausgebreitet sieht. In 6—8 Jahren muß man es auf 1000 Wortzeichen gebracht haben. Talentvollere erlernen wohl bis zu 4000, Gelehrte 10 000 und weit darüber. Die Volksbildung beschränkte sich von jeher auf Weniges: Lesen, Schreiben und Rechnen. Das alte Ritterthum hatte wenig Interesse für Weltweisheit und Astronomie, zwei sonst in Ostasien so hochgewertete Bildungszweige, noch auch für anderweitige Schul- und Stubengelehrsamkeit, wohl aber für die fünf „Künste“, nämlich Reiten, Schießen mit dem Bogen und mit dem Gewehr, Lanzenstechen und Säbelfechten. Chinesische Gelehrte und koreanische Doctoren haben aber schon frühzeitig Japan mit höheren Schulen beglückt. Kaiser Tschji gründete um 668 n. Chr. eine Universität mit Zweiganstalten im ganzen Lande. Da sollten tüchtige Staatsbiener gebildet werden. Seit 1852 und mehr noch seit 1868 ist auch das Unterrichtswesen vollständig neu geordnet worden.

In den fünfziger Jahren begann man fremde Sprachen zu lernen; das Französische und namentlich das Englische trat an die Stelle der Sprache niederländischer Kaufherren; das Russische und weit mehr noch das Deutsche wurde immer häufiger gehört und gesprochen. Man schickte junge Leute an abendländische Hochschulen, machte aber oft traurige Erfahrungen. Sie kamen eben ohne Vorbildung; ohne Botanik gelernt zu haben an eine Forstschule, oder an eine Anstalt zur Ausbildung von Ingenieuren ohne in der Mathematik über die Anfangsgründe hinaus zu sein. Seit längerem ist hierin schon Wandel geschafft worden. Im Jahre 1871 bekam das Mikadoreich ein Ministerium des öffentlichen Unterrichtes. Dasselbe ist eifrigst bemüht, Alles europäisch-amerikanisch zu gestalten. Nach den Berichten von 1881 gab es schon 26 594 Volksschulen und 579 höhere Schulen. In den letzten siebenziger Jahren trat die Universität von Tokio in's Leben. Anfänglich herrschte an derselben eine babylonische Sprachenverwirrung; es wurde in vier bis fünf Sprachen vorgetragen; neben zwölf ausländischen Professoren wirkten 40 einheimische. Neben dem Japanischen behauptete sich aber nur die deutsche und englische Unterrichtssprache, sie haben das Französische verdrängt. Die Universität (Daigaku, d. i. Hochschule) hat vier Facultäten, „Departements“ genannt, die der Rechte, der Wissenschaften, der Literatur und der Medicin. Die drei erstgenannten sind auf vierjähriges Studium angelegt; zu den „Wissenschaften“ zählt man nur die exacten: Mathematik und die Naturwissenschaften. Die Philosophie rechnet man zur „Literatur“. Zur Universität gehören reiche Naturaliencabinete, ein botanischer Garten, ein chemisches Laboratorium, eine Sternwarte, eine meteorologische Station, ein ethnographisches Museum, eine geographische und eine ismologische Gesellschaft, eine Bibliothek endlich mit 143 000 Bänden. — Und das alles ist von 1873 an gewachsen. Auch eine Kunstschule wurde 1876 gegründet, mußte aber 1882 wieder geschlossen werden. Außerhalb Tokio gibt es einige tüchtige medicinische Schulen; überdies eine landwirthschaftliche Anstalt mit Musterwirthschaft zu Sapporo.

Ein hübscher Zug im Volkscharakter ist die ehrerbietige und



ungemein treue Liebe der Kinder zu den Eltern, und als eine liebenswürdige Eigenschaft nicht nur der Eltern, sondern aller Leute in Japan, wird gerühmt, daß sie verstehen, mit der Jugend jung zu sein, an den kindlichen Spielen, dem Drachensteigen und Kreiselschnurren, mit dem kindlichsten Frohsinn sich zu betheiligen. Der erfinderische Geist der Japaner kommt auch auf dem Gebiet der Nürnberger Waaren und des Spielzeugs zur Geltung. Es gibt allerlei Sorten von Drachen, sogar solche, die beim Aufsteigen singen und pfeifen; in den zahlreichen Spielwaarenläden findet man neben der Puppe und dem Hanswurst an 30 verschiedene Kreiselarten; u. a. solche, die auf dem Seile tanzen, bergan laufen, während des Drehens in mehrere kleine Kreisel auseinanderpringen, die schon tanzend in's Dasein

treten u. a. m. Sehr große Gewandtheit erheischt ein Kreiselspiel, das darin besteht, daß man den Kreisel zunächst in der hohlen Hand loschnurren läßt, um ihn dann aus der flachen Hand auf den andern Arm zu leiten. Von da muß er, durch die wunderbarsten Biegungen des Körpers geleitet, auf die Schulter springen und den Rücken sich hinabbewegen, dann wieder in die Hand zurückgleiten. Das Schmetterlingspiel ist so schwierig, daß man meinen sollte, nur geborene Tausendkünstler seien dazu befähigt. Zwei aus Seidenpapier verfertigte Schmetterlinge, mit einem Schnürchen verbunden, sind durch die Handhabung des Fächers in so rasche und leichte Bewegung zu bringen, daß das Schwirren und Flattern lebender Falter dadurch möglichst treu dargestellt werde. Ein wunderschönes, hoch-



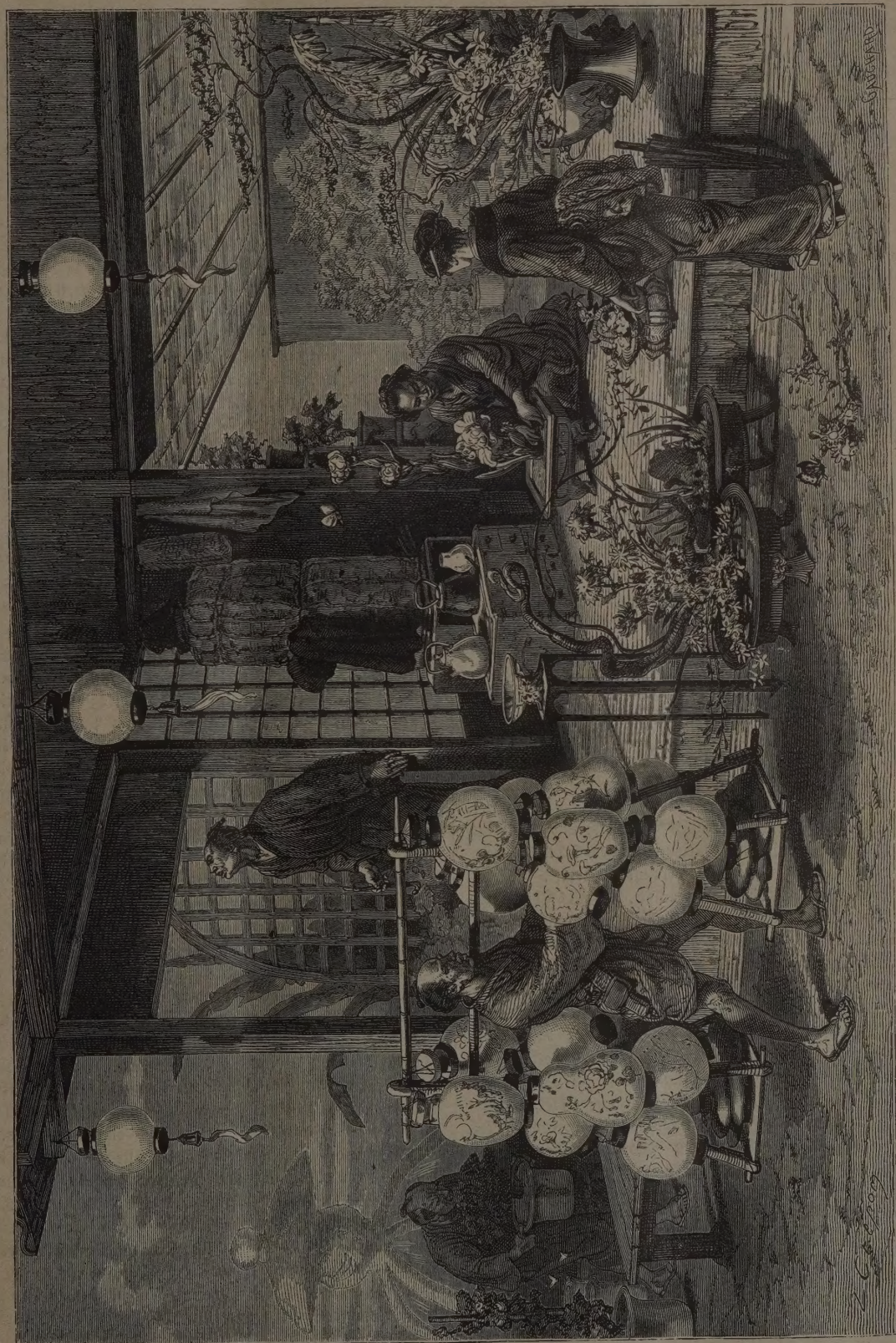
Eine japanische Hochzeit.

interessantes Spiel, das Nachahmung verdiente, ist eine Art Ballspiel, aber zu Pferde!

Vor den großen Umwandlungen, welche die letzten zwei Jahrzehnte über Japan gebracht haben, lastete eine gewaltige Kluft zwischen den Ständen, den großen und kleinen Reichsfürsten, den Daimios mit ihren Lebensleuten, den Samurais und dem Volke. Die politischen Veränderungen und die Einflüsse der europäischen und amerikanischen Handelswelt haben den trennenden Abstand überbrückt, die scharfkantigen Gegensätze abgeschliffen. Die Standesunterschiede werden freilich nicht aufgehoben, sondern bloß verschoben. An die Stelle des Geburtsadels tritt der Geldadel. Ersterer war kaum widerstandsfähig, und übermächtig wird der andere. Mit dem Schwinden der

altjapanischen Adelskaste mußte nun auch eine wahrhaft kabbalistische Sitte schwinden, die nur durch das Beispiel und das Ansehen des Ritterthums so tiefe Wurzeln schlug. Wir meinen das Hara-kiri: der mit kühlem Vorbedacht und ruchloser Bravour vor geladenen Gästen und schaugierigen Zeugen durch mehrfaches Aufschlitzen des Bauches begangene Selbstmord. Ein wahnsinniger Fanatismus ist es, wenn Lebensleute das Hara-kiri vornehmen, um der Treue gegen ihren erschlagenen Lehenstherrn „gerecht zu werden“; frevelhaft, wenn es auf ein Urtheil des Mikado hin geschieht, und schändlich, wenn man damit sogenannter Unehre entgegen will. Aber unerhörte Bosheit muß man es nennen, wenn der Haß jemanden veranlaßt, sich den Dolch durch den Leib zu ziehen, weil er weiß, daß er





Ein Blumenladen in Nebo.



seinen Feind hierdurch zwingt, dasselbe zu thun. Wohl wissen wir, daß ein Japaner sagen kann: Ihr habt das europäische und amerikanische Duell; sollen wir uns statt des Harakiri gegenseitig anschießen und aufspießen? Aber Duellanten sind eben nicht Vertreter der abendländischen Kultur, sondern der Roheit und Barbarei. Dieß ist denn eine unerlässliche Aufgabe des vielgerühmten Fortschrittes in Japan, so bald als möglich das strengste gesetzliche Verbot, die schärfste gerichtliche Ahndung dieser schändlichen Sitte zu erreichen. Die Zeitungen freilich und die Dampfmaschinen, die gelehrten Gesellschaften und die Handels speculationen, die werden die Sünde nicht bannen und von Leidenschaften nicht heilen. Darum hatte Freiherr von Hübnert wohl Recht, als er beim Anblick des Papenberges, über dessen Felswand 1638 viertausend Christen in's Meer gestürzt wurden, sagte: „An jenem Tage, an dieser Stelle wurde die wirkliche Civilisation Japans in der Wiege ertränkt“; und wenn er von heute schreibt: „Ich zweifle, daß die Wege, welche der Radicalismus zu wandeln pflegt, die Verachtung des Rechtes, die oberflächliche Nachahmung europäischer Zustände, Moden und Dinge, die Nivellirungs-, ja die Zerstörungssucht und despotische Willkür, ich bezweifle, daß diese Wege zum Christenthum führen.“

Es ist eines der Räthsel im Leben der Völker, wie ein so kühles und munteres Volk zu so kannibalischer Unsitte kommen konnte. Sieht man hiervon ab, wie auch von den dunkeln Punkten im ehelichen und elterlichen Leben, die wir angedeutet haben, so muß man im großen Ganzen sagen, daß das japanische Volksleben bei oberflächlicher Betrachtung den Eindruck eines zufriedenen und gemüthlichen, weil lebensfrohen und genügsamen Lebens macht. Was an den vielen Vergnügungsorten geboten, an den zahlreichen Volksfesten gethan wird, ist einfach, wohlfeil, anspruchslos. Wer aber tiefer blickt und dem Leben den nöthigen Ernst entgegenbringt, kann die Mängel und Schäden freilich nicht übersehen. Die Vergnügungsorte sind: Theehäuser und Theater, Circus mit Athleten und Schaubuden mit Gauklertruppen. Hören wir Aimé Humbert, der als Gesandter des Schweizer Bundesstaates mehrere Jahre in Japan weilte und scharf beobachtete. Die Theehäuser und Gärten sind durch Schilderungen, Photographien, Ausstellungen zu bekannt geworden, als daß man sie erst beschreiben dürfte oder müßte. Es gibt Theehäuser von verschiedenstem Range, obgleich dieß nach außen wenig hervortritt. Auch die, welche dem Adel ausschließlich vorbehalten sind, unterscheiden sich von denen des Volkes nur wenig durch geräumigere Säle, feinere Möbel, hübschere Gärten. Der Hauptunterschied liegt im Ceremoniell der Bedienung. Will man ein Bild japanischer Volksbeschäftigung sehen, dann muß man den Markt- und Meßplatz von Yamasa in Tokio besuchen. Er enthält nicht weniger als zwanzig bis dreißig Theater für Poffenreißer, Jongleure, Taschenspieler, Märchenerzähler, bürgerliche Lustspiele und historische Mästeraden. Wie zu einer Landpartie zieht man in's Theater, mit Reisnapf, Theetopf und Zuckerwerf versehen; denn die Vorstellungen dauern halbe Tage und Nächte. So lebhaft sind die Theilnahme des Publikums und seine Beifallsäußerungen bei der Darstellung von Mordgeschichten oder häuslichen Szenen, daß man die Zuschauer fast für Mitspielende halten möchte. Auch soll es gar nicht selten vorkommen, daß sie in die langgehehnten Dialoge bürgerlicher Dramen hineinreden und die Schauspieler auf die Bemerkung eingehen. Die Theater sind im Viereck gebaut und haben zwei Reihen Gallerien. Die obere enthält Plätze für Damen, die

untere ist für Herren. Das Parterre gleicht, von oben gesehen, einem Schachbrett. Es besteht aus viereckigen Abtheilungen für je acht Zuschauer. Während der ganzen Vorstellung werden Erfrischungen und Tabak angeboten.

Außerordentlich beliebt sind die Ringkämpfe, und der Circus, in dem solche vor sich gehen, ist stets überfüllt. Die Kunst der Ringkämpfer behauptet, nach unserer Zeitrechnung im siebenten Jahrhundert v. Chr. gegründet zu sein; es gehören zu ihr bloß wahre Riesen an Größe und Stärke. Es gilt, den Gegner aus einem Kreis hinauszudrängen. Ihn zu Boden zu strecken, wird nie versucht; aber ihn in die Höhe zu heben, gilt als Triumph. Gelingt dieses, dann bricht das Publikum in lauten Jubel aus. Wird der Kampf allzu leidenschaftlich, so legt sich der Circusverwalter, mit seinem Fächer majestätisch winkend, in's Mittel. Die Leistungen der Gaukler ergötzen nicht nur in höchstem Maße den Japaner, sondern vermögen auch den Europäer zu verblüffen, der viele Taschenspieler schon ihr Bestes thun sah. Beim Publikum sind jene ganz besonders beliebt, welche vermittels „der langen Nase“ Kunststücke und Kraftproben zu Stande bringen. Ein Mann legt sich auf den Rücken, auf die äußerste Spitze seiner ungeheuer verlängerten Nase stellt sich mit einem Fuße ein Kind, das auf seiner Nase irgend etwas Großes oder Glattes balancirt. Gleichzeitig hebt der Mann ein Bein in die Höhe, ein zweites Kind stellt sich mit der Nase auf seine Fußsohle und streckt beide Beine in die Luft.

Werkwürdig ist, daß in manchen Kami-Tempel in der Feste des Schutzgötzen Marionettentheater gespielt wird und geistliche Tänze zuweilen vorgenommen werden. Die Klosterhöfe und Gärten sind der Schauplatz der Matsuris, wenn man will: Kirmessen. Da gibt es ehrwürdige, uralte Bäume, vom Volke mit heiliger Scheu betrachtet, denen der Volksglaube heilbringende Kräfte andichtet oder einen Halbgott zum Pflanze gibt. Die übrigen altnationalen Volksfeste sind entweder Keibis oder Hosetis. Die Keibis werden dreimal des Monats gefeiert, je am 3., 15., 28. — dazu kommen noch zwei an den beiden Tag- und Nachtgleichen. Es sind Feste zweiten Ranges, man pflegt die Arbeit nicht einzustellen. An diesen Tagen wandern helle Haufen in die Theegärten, man hat sich nach Möglichkeit herausgeputzt und thut das Seinige in Ruchen und Backofen. Nennen wir noch die fünf Hauptfeste oder Hosetis. Im April das Puppenfest für Mädchen, im Juni das Bannerfest für Jünglinge; bei beiden hält aber alle Welt mit. Sodann das Laternenfest und das der Goldblumen (chrysanthemum). Bei letzterem fällt ein Regen — oder vielmehr ein Wolkenbruch zerpfückter Goldblumenblüthen über die Dächer und Höfe, über Schwellen und Fußböden, über Schlafmatten und Schiffseln und Tassen. Ja auf den Speisen und in den Getränken findet man sie, und das alles, weil die Goldblume die freundliche Eigenschaft haben soll, den Tod fern zu halten. Weit aus das größte Fest ist aber der Neujahrstag mit den beiden folgenden Tagen. Die erste Woche des Jahres macht deßhalb Alles Ferien, und überall waltet Fastnachtsstimmung. In den Häusern Besuche ohne Ende; alle kommen und gehen mit Geschenken, freilich meist ziemlich geringfügigen: Obst, Blumen oder Spielzeug. Auch die Geschäftsleute schicken ihren Kunden Neujahrsgaben; der Bäcker einen Frühstückskranz, der Wäscher ein Kistchen mit Eiern u. s. f. Auf den Straßen herrscht buntes Gewimmel. Unübersehbare Rinderschaaren veranstalten große Spielpartien, und zahllose Gaukler, Seltzänzer und was dergleichen Volksbelustiger mehr sind, geben öffentliche Vorstellungen. Obwohl



diese von geisttödtender Einförmigkeit sind, wird man nicht müde, sie zu besuchen.

Jüngst schrieb man, daß die letzten Reste religiöser Gebräuche, welche sonst den Ausgangspunkt jeder Festfeier bildeten, unaufhaltsam entweichen. Wahrscheinlich wird das Jahrmarktstreiben um so toller und der Satigenuß um so reichlicher werden. Schale Schaustücke aber und öde Possenreikerei genügen dem Menschen nun einmal nicht. So sind wir der Mühe überhoben, erst zu fragen, ob solche Feste einem Volke wirklich Erneuerung des Muthes zum Leben und der Freude daran bieten können nach schwerer Tagesarbeit, inmitten der drückenden Lebensmühsal. Mögen grundsatzlose und gedankenlose Culturhistoriker schreiben, auch in Sitten, Bräuchen und Festen zeige sich eine wohlgeordnete Cultur, gesundes Volksleben fast ohne Religion, ganz

ohne Christus. Wir aber erinnern nur an den stillen Wintertag, wo das milde Licht der Weihnachtsfreude in christlichen Häusern und Herzen segensreich aufgeht; oder an den hellen Ostermorgen, wo das Alleluja in der Kirche angestimmt wird und hinausklingt über den Kirchhof in's ganze Land, tausend Wunden heilend, himmlische Hoffnung weckend. Nur daran denke, wer es versteht, und schon ist er der unermesslichen Ueberlegenheit des christlichen Volkslebens, der christlichen Festfreude sich innig bewußt.

Dann also erst, wenn durch Gottes Erbarmung der Osterglockenklang durch das japanische Inselreich von Küste zu Küste schallt und von überallher christliche Hoffnung jubelndes Echo gibt, dann erst hat das Volks- und Culturleben auch dort Aufstehung gehalten.

## Eine Fahrt in das Gebiet der Hudsonsbai.

(Schluß.)

### 4. Das Fest am Abbitibi-See.

„Den 19. Juni brachen wir Morgens 4 Uhr auf. Ein dichter Nebel verschleierte die Schönheiten des Sees. Um 9 Uhr erreichten wir den Abbitibi-Fluß, auf dem wir vier Tragstellen, jedoch weder besonders lange noch schwierige, zurücklegen mußten, und um 1 Uhr öffnete sich das gewaltige Becken des Notegami-Sees vor unsern Blicken. Er ist rund, drei bis vier Stunden breit, mit Inseln besäet, und blaue Hügel geben ihm einen schönen Abschluß. Mitten darin erhebt sich eine Felsplatte ohne eine Spur von Pflanzenwuchs nur wenig über den Wasserspiegel: das ist die „Froteseninsel“. Diese blutdürstigen Krieger sollen auf einem ihrer siegreichen Streifzüge gegen die Algonkinstämme, welche die umliegende Gegend bewohnen, bis zu dieser Insel vorgeedrungen sein und auf derselben ihre Gefangenen scalpirt, an den Marterpfahl gebunden und gräßlich hingemordet haben. Die Frotesen haben überall ein blutiges Andenken hinterlassen und ihren Namen bei allen Stämmen Nordamerikas zu einem ewigen Schreckniß gemacht. Heute noch schreckt man die Kinder mit den Worten: „Der Frotese kommt!“ wie man bei uns sagt: „Der Währwolf (oder der Schwede) kommt!“

Um 5 Uhr hüpften wir durch die Stromschnelle „der Tanz“ wiederum in das Bett des Abbitibi, um in zwei Stunden die Missionsstation zu erreichen. Das Flüsschen erweitert sich jetzt und wird zum Flusse. Paff! Ein Flintenschuß! ein zweiter, ein dritter folgt. Es sind die Kundschafter des P. Rédelec, welche, in bestimmten Abständen aufgestellt, die Kunde von der Ankunft des Bischofs nach dem Fort melden; das ist der landesübliche Telegraph. Sehen Sie dort unten die Flotte von Rindencanoes, welche in zwei Flügel aufgestellt ist und in der Mitte einen breiten Durchgang läßt? Das ist der Indianerstamm von Abbitibi, der unter der Führung seines Missionärs seinem Bischofe, Msgr. Lorrain, entgegenkömmt! Es sind 40 Rähne, von mehr als 200 Wilden bemannt; am Bug und am Steuer jedes Rähens schwingt man an langen Stangen Fahnen und Fähnchen von jeder Farbe und Form. P. Rédelec läßt hoch das Banner der heiligen Jungfrau fliegen. Hierzulande gibt es kein Fest, ohne daß man einige Pfund Pulver verpuffte; so wird denn der Bischof schon von ferne durch hundertmal wiederholtes Rottensfeuer begrüßt, und das Echo der Ufer wiederholt den Gruß den benachbarten Wäldern und verkündet den Vögeln

in der Luft und Himmel und Erde, welch ein großes Fest man am Abbitibi-See begehe.

Jetzt ist der feierliche Augenblick gekommen, und unsere Herzen schlagen rascher. Mocin und seine Gefährten sitzen da in strammer Haltung, ernst, schweigsam, nur ihre stählernen Arme regen sich; sie fühlen ihre ganze Würde. Mit voller Kraft fährt unser Schiff in die Mitte zwischen beide Flügel; dann folgt ein Schiffsmanöver, wie es rascher und genauer von keinen geschulten Matrosen vollführt werden könnte. Die Canoes zur Rechten schwenken links ab und gehen auf den linken Flügel, und die Canoes zur Linken schwenken rechts ab und gehen auf den rechten Flügel. Es war ein Gewimmel von hin- und herschießenden Rähnen, und in einem Augenblicke hatte jeder, ohne einen andern berührt zu haben, seine Stelle angenommen, und sie bildeten eine Linie wie zum Angriff bereite Krieger. Sie gleichen Reitern, welche ihre Renner tummeln und mit Sporn und Zügel, ganz wie es ihnen gefällt, Galopp und Schritt einschlagen oder Halt machen lassen.

P. Rédelec reichte dem Bischof die Hand, und dann schlugen wir in kurzen Ruderschlägen und einem langsamen, feierlichen Zuge den Weg zur Mission ein. Alle Rähne rückten in gerader Linie vor, keiner suchte den Nachbar zu überholen, nur das Admiralschiff, das Fahrzeug, welches der Bischof trug, fuhr zum Zeichen der Ehre 15 Fuß voraus. Die Weiber und Mädchen führten das Ruder ebenso geschickt wie die Männer. Ein großes Canoe trug etwa 20 Personen. Alle waren anständig bekleidet; einige trugen sogar modische Hüte mit Blumen und Federn, und ein junger Mensch stolzirte mit einem Busch von Schwertlilienblättern. So fuhrn wir voran und wurden von den Wellen geschaukelt, welche die Menge der Ruder erzeugte. Der Bischof stimmte das Ave Maris Stella an, und wir sangen den Hymnus lateinisch zu Ende; dann wiederholten ihn die Indianer in ihrer Sprache, und während der ganzen Fahrt folgte ein frommes Lied dem andern. Die guten Leute strahlten vor Freude.

Wir hatten noch eine halbe Stunde bis zu unserem Ziele. Von ferne erblickten wir nahe am Ufer auf einer Halbinsel, welche sich in den See erstreckt, die Kapelle, deren mit Weißblech bedeckter Thurm in den Sonnenstrahlen funkelte, und das Fort der Hudsonsbai-Gesellschaft. Das Haus des Bevollmächtigten ist ein recht hübscher Bau mit einer Gallerie an der Vorder-



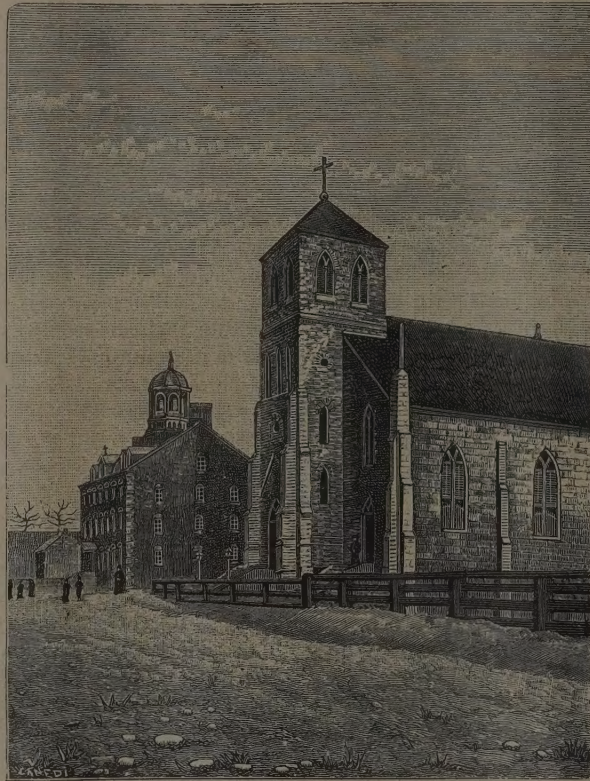
seite; es ist halb von einer Reihe Espen bedeckt, die symmetrisch gepflanzt sind; vor der Hauptforte ist ein Garten angelegt, in welchem Zwiebeln, gelbe Rüben, Kohl und Stachelbeeren wachsen. Zur Seite erheben sich acht große Gebäude, Magazine, Schuppen und Wohnungen für die Angestellten der Hudsonsbai-Gesellschaft. Dreihundert Schritte davon ragt die Kapelle auf einer Erhöhung, welche das Fort beherrscht; man gelangt auf einer ziemlich steilen Treppe hinan, und die Stufen des Uferkieses bilden natürliche Stufen. Die Kapelle mißt 42 Fuß Länge und 20 Fuß Breite; hinten ist eine Sakristei angebaut, in welcher der Missionär an Sonn- und Feiertagen seine Wohnung aufschlägt. Ueber dem Fort weht zu Ehren unserer Ankunft die britische Flagge, welche Englands Macht und Handelsfleiß auf der ganzen Erde entfaltet hat: Rule, Britannia, over land and over seas! „Herrsche, Britannia, über Land und über Meer!“

Inzwischen hatten wir uns dem Landungsplatze genähert. Trompetengeschmetter rief uns den Willkommensgruß über das Wasser, während wir ausstiegen. Der Bischof bekleidete sich mit dem Rochet; ein Thronhimmel war bereit, und der Weg zu beiden Seiten mit grünen Mälen abgesteckt. Die Indianer sprangen an's Ufer und warfen sich auf die Kniee, um den Segen des Bischofs zu empfangen; dann schlossen sie sich in Prozession an, jeder sein Banner oder sein Fähnchen in der Hand. Wir durchschritten einen Triumphbogen, dessen Inschrift uns auf französisch und englisch willkommen hieß. An der Kirchthüre erwartete uns P. Nébelec, der vorausgeeilt war, mit dem Weihwasser, und so hielt der Bischof genau nach den Vorschriften des römischen Rituale seinen Einzug. Das kleine Heiligtum strahlte im Festschmuck; grüne Tannenzweige liefen in gefälligen Windungen an den Mauern hin. Obgleich das Kirchlein so tief in der Einsöde dieser nordischen Wälder begraben ist, darf ich es doch mit Recht als ein wahres Schmuckstück bezeichnen. Das Gewölbe aus Tannenholz ist hell bemalt, das Schiff durch zwei Säulenreihen abgetrennt, die Fenster mit Glasmalerei geschmückt, der Altar mit schönen Sträußen künstlicher Blumen geziert, und das Thürmchen hat eine Glocke, deren Silberklang über die Wasser des Sees und durch die Waldeinsamkeit zum Gebete einladet.

Nach dem Abendessen fand sich der Bischof, wie auch an den folgenden Tagen, beim gemeinschaftlichen Abendgebete ein. Die Indianer beginnen mit einem Liede, dem Gebete folgen; nach einem zweiten Liede wird der Rosenkranz gebetet und die

Andacht mit Gesang geschlossen. Die Wilden lieben den Gesang und singen gut. Die Männer und Frauen, welche getrennt auf der Evangelien- und Epistelseite sitzen, singen die Strophen abwechselnd. Alle, mit Ausnahme einiger Greise, können lesen. Alle tragen europäische Kleider, die Frauen hüllen den Kopf in ein Tuch; die Kleidung ist reinlich und ordentlich; ich sah niemanden in Felsen gehüllt. Sie betragen sich in der Kirche gut und voll Ehrfurcht, wohl wissend, daß sie das Haus Gottes ist.

Wohl 400 Indianer gehören zur Mission von Abbitibi, und fast alle waren anwesend; doch waren einige gezwungen, in den Wäldern und beim Fischfange zu bleiben, weil sie Mangel an Nahrung litten. Die Pfarrei ist sehr groß und umfaßt mehrere Hundert Quadratmeilen; es ist also kaum möglich, alle gleichzeitig zu versammeln. Die Indianer hatten sich auf dem Strande zwischen dem Fort und der Kirche gelagert; da standen 64 Zelte aus weißer Leinwand regellos aufgeschlagen, und die Canoes lagen umgestülpt am Ufer. Mir fiel das Heer der Hellenen ein, welches seine Schiffe an den Strand gezogen und sich vor den Mauern Ilions gelagert hatte. Ein solches Zelt haus ist nicht sehr geräumig, etwa acht Fuß in's Geviert; das Hausgeräthe nimmt aber auch nicht viel Platz weg: ein Kasten, einige Decken, eine Feuerstelle und ein Topf ist Alles. In einer Viertelstunde hat der Indianer sein Haus und seine Habe aufgerollt, gepackt und auf dem Boden seines Canoes geborgen. Der Mensch kann eben mit ungeheurer wenig zufrieden und glücklich sein, wenn er sich aller sogenannten Bedürfnisse der Civilisation entschlägt. Jetzt hatten sie Feiertage, keine Jagd, keinen Fischfang, und man konnte die Weiber an den Zeltthüren zusammen plau-



Kirche und Kloster von Pembroke.

bern, die Kinder spielen und sich tummeln, die Männer feierlich und ernst, wie Könige auf dem Throne, ihre Pfeife rauchen sehen. Ich wünsche dem Kaiser aller Reußen so viel Seelenfrieden und wahres Herzensglück!

Am Freitage feierten wir das Herz-Jesu-Fest. Der Bischof las die heilige Messe; die kleine Kirche war so voll wie ein Ei, was übrigens bei jedem Gottesdienste während unserer Anwesenheit der Fall war. Der Bischof las in der Algonkinsprache eine Predigt vor; die Indianer verstanden ihn sehr gut und waren überglücklich, daß ihr Oberhirte in ihrer Muttersprache sie belehren konnte. „Aber weshalb redet denn der Bischof nur in der Kirche mit uns?“ beklagte sich nachher ein Indianer; „er versteht ja unsere Sprache.“ — „Er kann sie lesen,“ ant-



wortete der Missionär, 'aber er kann sie nicht sprechen.' — 'Wie ist das möglich!' rief der Wilbe; 'ich konnte sie viel früher reden, als ich sie lesen konnte.'

Am Samstag sang der Bischof eine feierliche Todtenmesse für die Seelenruhe der verstorbenen Indianer. Während des Amtes singen die Wilden nur das Et cum Spiritu tuo lateinisch, alles Uebrige, mit Ausnahme des Kyrie, in ihrer Sprache. In den Stunden zwischen dem gemeinsamen Gottesdienst fuhr P. Nébelec mit seinem catechetischen Unterrichte fort, hörte Beicht und bereitete seine Pfarrkinder auf den Empfang der Firmung vor. Zwölf empfingen die Taufe.

Samstag Nachmittag besuchte der Bischof die Indianer in ihren Zelten; überall wurde er knieend empfangen; auch sonst, so oft er das Haus verließ, eilten die Wilden herbei und baten um seinen Segen. Er vertheilte Medaillen, Silber, Kreuzfixe unter die guten Leute, deren Freude Sie hätten sehen sollen. 'Migwete, migwete!' (Dank, Dank!) tönte es von allen Lippen.

Am Sonntage empfingen etwa 80 die heilige Communion, und der Bischof spendete 40 die heilige Firmung. Die Zahl ist bedeutend, da Msgr. Duhamel erst vor 3 Jahren hier war und firmte. Zum Schluß zog der Bischof sein 'Masanaigan' (Papier) hervor und las ihnen eine passende Ermahnung. Er lobte sie über die Reinheit und den Schmuck ihrer Kirche und sagte ihnen, sie müßten noch weit größere Sorge für die Reinheit und den Schmuck ihrer Seele aufwenden, welche ein Tempel des heiligen Geistes sei. Beim Hochamte machten die hochw. Herren Proule und P. Dozois Diakon und Subdiakon, P. Nébelec den Ceremonienmeister und die PP. Paradis und Glabu sangen die lateinische Choralmesse. Man hätte sich in der Kathedrale von Pembroke (vgl. das Bild S. 252) oder Montreal denken können, da ein so zahlreicher Clerus den Altar umgab.

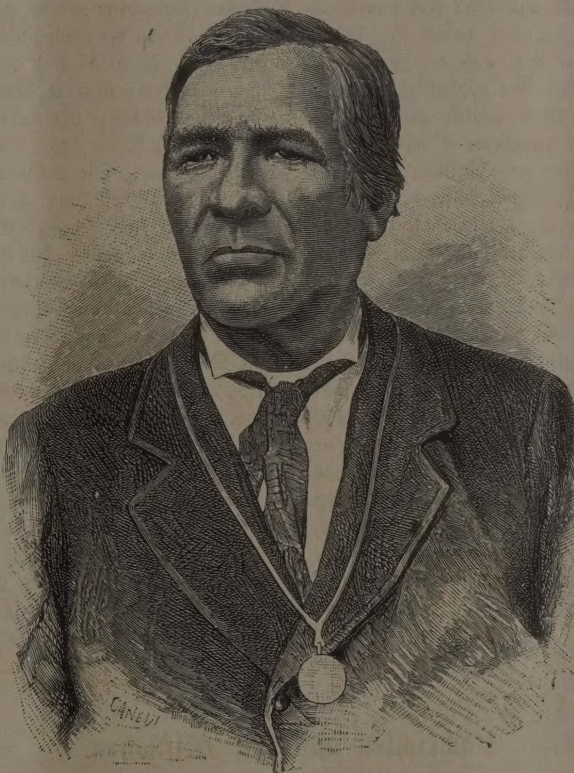
Nachmittags versammelte der Bischof alle Kinder in der Kirche, ließ ihnen durch einen Dolmetsch einen Unterricht halten und vertheilte Medaillen unter sie. Der Heiland hatte ja gesagt: 'Lasset die Kleinen zu mir kommen!'

Das Hauptfest in den Augen der Indianer ist aber eine Prozession mit dem hochwürdigsten Gute; ohne sie wäre die Mission keine rechte Mission. An ihr nimmt Alles Theil. So entfaltete sich denn Abends 5 Uhr unter Leitung des P. Paradis ein solcher Umgang. Eine gute Strecke von der Kirche hatte man auf einer Wiese einen Altar aufgeschlagen und mit Tannenzweigen geschmückt. Vorauf zog das Banner der seligsten Jungfrau, von einer strammen alten Indianerin getragen; dann

folgten in zwei Reihen die Frauen und Mädchen, die Knaben und Männer, jedermann ein Fähnchen in der Hand; den Schluß bildete der Traghimmel, unter welchem der Bischof das heiligste Sacrament trug. Während des ganzen Zuges wechselten Gesänge mit der Blechmusik des P. Glabu ab. Am Altare angekommen, wurde das Tantum ergo auf indianisch gesungen und der Segen erteilt; dann zog man in derselben Ordnung zur Kirche zurück.

Ein Festmahl, welches man den Indianern gab, bildete den Schluß des Tages. Der Häuptling Dominicus machte die Einladung. 'Kommet, Freunde, kommet zum Magocewin (Gastmahl)! Jeder bringe seinen Löffel, sein Messer und seinen Teller. Ihr alle, Männer, Weiber und Kinder, seid eingeladen; der Wächter des Gebetes (der Bischof) bittet euch, zu kommen.'

Zwei lange Tafeln waren auf dem Grase gedeckt, die eine für die Männer, die andere für die Frauen; die Kinder nahmen ihr Mahl vom grünen Rasen. Jeder hatte vor sich ein großes Stück Brod, seinen Napf Thee und ein gewaltiges Stück Speck. In Zwischenräumen standen riesige Schüsseln Reis, Teller mit Butter, Tassen voll Syrup. Ein Diener lief mit seinen Hirschschuhen auf dem Tischtuche umher und theilte mit seinen Fingern tüchtige Stücke Pudding aus; aber sechs Männer hätten nicht ausgereicht, das Brod vorzuschneiden und die Teller zu füllen. Die Kinder faßten mit der Hand in die Butter und strichen sie mit den Fingern auf's Brod; ein Mann, der gerade kein Messer zur Hand hatte, biß ein Stück vom Brode ab, nahm es dann aus dem Munde und tunkte es in den Syrup; ein anderer ergriff ein Geschirr voll geschmolzener Butter, hob es hoch auf, wie um einen Trinkspruch auszubringen, und leerte es zur Gesundheit der Tischgenossen; manche Kinder



Ein Algonkin-Hauptling (Dolmetsch).

meinten laut, weil noch so viele gute Dinge auf dem Tische standen, während sie gar keine Ekstase mehr hatten u. s. w. Das ist freilich Mangel an Bildung; aber es ging doch Alles in Friede und Freude zu Ende, und der christliche Anstand wurde besser beobachtet, als bei manchem Bankette unter 'Gebildeten'.

Als das Mahl vorüber war, trat der Häuptling der Wana-weias vor, um dem Bischofe zu danken. Er trug eine große Silbermedaille mit dem Bildnisse Georgs III. von England um seinen Hals. Der greise Häuptling mag wohl 80 Jahre haben; wenn man ihn nach seinem Alter fragt, so antwortet er: 'Ich weiß es nicht. Aber alle, welche ich in meiner Jugend kannte, sind in's Grab gestiegen.' Wie alle großen Redner, beginnt er mit Husten, Räuspern und Nasenpußen. Da er aber kein Taschentuch hat, bedient er sich dazu nicht seiner Finger —



nein, dafür ist er zu gebildet — sondern einiger Späne, die er vom Boden aufhebt. Er sprach fließend und mit lebhaften Gebärden; unter anderem sagte er: „Es gibt viele Häuptlinge im Lande; aber der größte von allen ist der große Geist, und der Wächter des Gebetes verkündet uns das Wort des Beherrschers aller Häuptlinge. Der große Geist hat Wasser in die Wolken hoch am Himmel gegossen, damit sie uns Regen spenden; er hat Wasser auf Erden in Seen und Flüssen ausgebreitet, damit die Indianer im Canoe reisen können. Heute, o Wächter des Gebetes, hast du gehandelt wie der große Geist: er spendet Thau den Kräutern, daß sie wachsen; du gabst Nahrung deinen Kindern, daß sie stark werden!“

Die Mission von Abbitibi muß zu den ältesten Canadas gehören. Ohne Zweifel wurde sie im 17. Jahrhundert von den alten Jesuitenmissionären gegründet. Nach der Eroberung Canadas durch die Engländer wurde sie 1837 und 1838 von dem Sulpicianer H. Bellefeuille besucht. Später haben H. Poiré, Pfarrer von St. Anne de la Pocatière, und der verstorbene Generalvikar Moreau von Montreal ihre apostolischen Reisen bis hierhin ausgedehnt. Mit Freuden erblickt man in der Sakristei das Porträt des zuletzt genannten Priesters. Im Jahre 1844 übernahmen die Oblaten diese Mission. Der erste von ihnen, der hierhin kam, war P. Laverlochère, der Veteran unter den Missionären im Gebiete der Hudsonsbai. Er fand hier noch keine Kapelle. Im Taufregister fand ich die Namen der Missionäre Débâge, Plan, Sebret, Guégen und Nédelec. Der letztere ist der gegenwärtige Missionär dieses vorgeschobenen Postens. Er ist ein Mann voll Eifer, Thätigkeit und Lebhaftigkeit. Vita in motu, „Leben heißt sich regen“, ist sein Leispruch. Im Sommer reist er von Mattawan nach Abbitibi und von hier nach Albany über die Hudsonsbai, etwa 400 Meilen weit nach Norden, und im Winter missionirt er die Holzknechte. Er liebt seine Wilden und ist voll Hingabe und Herablassung für dieselben; er läßt sie nicht ausschelten. „Mit Tadel bringt man nichts Gutes zu Wege“, sagt er. „Der Indianer ist heimtückisch und rachsüchtig, aber Ungeduld kennt er nicht, und sie mißfällt ihm höchlich an den Weißen. Mit freundlichen Worten aber und etwas Zucker hebt und befestigt man ihn im Guten.“

Jedes Frühjahr kommen die Wilden aus ihren Wäldern zum Fort, um das erbeutete Pelzwerk an die Händler der Gesellschaft zu verkaufen. Das ist die Zeit, in welcher der Missionär unter ihnen wirken kann. Sie lagern dann etwa 14 Tage um die Kapelle her und würden gerne noch länger bleiben, wenn der Priester nicht anderswohin gerufen würde, um auch noch einem andern Theile seiner Herde geistliche Hülfe zu spenden. Diese 14 Tage sind für den Missionär eine Zeit ununterbrochener Arbeit. Er muß Beicht hören, die Kinder im Katechismus unterweisen, die Erwachsenen unterrichten, taufen, die Ehen einsegnen, lesen und singen lehren — kurz, er hat weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe. Nach diesen 14 Tagen, welche eine Art Volksmission sind, ziehen dann die Indianer gestärkt durch das Wort Gottes und das Brod des Lebens wieder ihrer Wege auf die Jagd. Die Indianer haben ihre eigenen Jagdbreviere von 10, 20 bis 40 englischen Quadratmeilen, und sie kennen deren Grenzen so genau, wie bei uns ein Bauer sein Gut. Fischfang und Jagd auf die gewöhnlichen Thiere sind allen frei; aber die Jagd auf die kostbaren Pelzthiere, wie Biber und Marder, und auf den Auerochs, welche in bestimmten Grenzen sich finden, darf niemand zum Schaden seines Nachbarn betreiben. Die Missionäre sehen es ganz gerne, daß die Wilden nach Erfüllung ihrer geistlichen Pflichten wieder in ihre Wälder zurückkehren. Sie leben dort in ihren Wigwams abgeschieden im Kreise der Familien und sind durch diese Abgeschlossenheit vielen Gefahren entrückt, namentlich der Trunksucht und gefährlicher Gesellschaft. Gott spendet diesen Wilden in der That ganz außerordentliche Gnaden; es ist zum Staunen, wie diese Indianer, welche nur einmal im Jahre den Priester sehen, ihren Glauben bewahren und in der Tugendübung treu sind. Das Gebet einfältiger und demüthiger Herzen bringt durch die Wolken. Der göttliche Hirt kennt seine Schafe, und seine Schafe kennen ihn, und er führt sie auf gute Weide.

Der letzte gemeinsame Gottesdienst der Mission, den wir am 4. Tage unserer Anwesenheit in Abbitibi feierten, war eine Todtenmesse und ein Besuch des Kirchhofes. Es macht einen guten Eindruck, daß jedes Grab seinen Fußhohen Grabhügel hat, über den sich ein Rasenkreuz hinbreitet. „Sie mögen im Frieden ruhen!“ Mit diesem Wunsche verließen wir Abbitibi.“

## Nachrichten aus den Missionen.

### Bulgarien.

Es ist sehr zu fürchten, daß die unter russischem Hochdrucke erfolgte Umwälzung in Bulgarien der dortigen katholischen Mission schwere Zeiten bringen werde. Fürst Alexander hatte wirklich Religionsfreiheit gewährt, und so war es unter seiner Regierung möglich, die Union vielfach zu befestigen und auszubreiten; vielleicht bildete das für den „orthodoxen“ Metropolit einen Grund mehr, sich an der Verschwörung zum Sturze des rechtmäßigen Landesherrn in so schnöder Weise zu betheiligen. Wenn Rußland Bulgarien unterjochen sollte, so wäre natürlich die katholische Mission daselbst ein verlorener Posten. Hoffen wir inzwischen, daß Gottes Barmherzigkeit das Schlimmste abwenden werde!

Noch vor dem Ausbruche der gegenwärtigen Wirren berichtete Mgr. Petkoff, der apostol. Vikar der unirten Bulgaren in

Thracien, von seiner bischöflichen Visitationsreise durch Ost-Rumelien. Er besuchte unter anderem Malko-Tyrnovo, seitdem Ost-Rumelien selbständig wurde, ein bedeutender Ort. Isidor Georgioff, ein Schüler der Resurrectionisten von Adrianopol, ist der Seelforger der Gemeinde, welche bei der Ankunft des Bischofs aus 46 katholischen Familien bestand. Während seiner Anwesenheit kehrten 14 andere Familien zur Einheit der katholischen Kirche zurück, und 20 weitere Familien verlangten Unterricht und Aufnahme. In der Schule fand der apostol. Vikar 58 Kinder, und er sagt, sie würde die vierfache Zahl haben, wenn der Raum ausreichte; auch eine Mädchenschule sei durchaus nothwendig.

Aus Philippopol erhalten wir zugleich mit den beiden Tuschezeichnungen auf S. 256 u. 257 den folgenden Bericht eines Kapuzinermissionärs:

„Die blühende Mission unter den Bulgaren im apostol.



Bikariat Sophia und Philippopol hat in neuester Zeit einen außerordentlich bedeutungsvollen Zuwachs und vielversprechenden Aufschwung bekommen durch das vom hochwürdigsten Erzbischof und apostol. Vikar Robert Menini Ord. Cap. in Philippopol mit Unterstützung des Ordensgenerals errichtete und in bester religiöser und wissenschaftlicher Pflege stehende Seminarium Seraphicum. In demselben finden Jüglinge Aufnahme, welche für Missionsthätigkeit Beruf und Geschick zeigen und nach geschener Vorbildung und besonders sprachlicher Ausbildung, welche im Orient so noth thut, in's Ordensnoviziat der Kapuziner zu Budschia bei Smyrna übergehen, um alsdann ihre weitere philosophische und theologische Ausbildung als Ordenscleriker und künftige Missionäre zu erhalten. Gegenwärtig zählt das Seminar 42 Jüglinge, Bulgaren, Armenier, Griechen, Slaven, Italiener, und nebst den zwei Ordensclerikern bulgarischer Nation, welche im Seminar als Präfecten und theilweise Auskultanten beschäftigt sind, wird von fünf Professoren Ord. Cap. einschließlich Rector und Vicerector des Seminars Unterricht ertheilt; auch der hochwürdigste Erzbischof Menini selbst ertheilt mit unermüdlichem Eifer kleinen und großen Seminaristen Unterricht.

### China.

Das apostol. Vikariat Ost-Sutschuen, das durch seine Lage tief im Innern China's und seine große Entfernung vom Schauplatz des letzten französisch-chinesischen Krieges vor einer Verfolgung bewahrt wurde, ist nun ebenfalls von einem schweren Schlage heimgesucht. Den übereinstimmenden Nachrichten zufolge hat das unkluge, herausfordernde Benehmen einiger protestantischer Missionäre eine große Erbitterung unter den Chinesen hervorgerufen. Schon am 26. Juni schrieb P. Vingot, Missionär des Pariser Seminars zu Tschungtin, dem Hauptorte der Mission von Ost-Sutschuen:

„Die protestantischen Prediger, Anglikaner und Amerikaner, haben sich auf den Hügeln, welche Tschungtin umgeben, Villen gebaut. Die Bevölkerung widersetzt sich dem und will diese Landhäuser niederreißen. Die Leute meinen nämlich, diese Bauten hätten den Zweck, daß man von denselben aus die Stadt bombardire. Das verursacht viel feindseliges Gerede und könnte leicht auch uns in schlimme Handel verwickeln, um so mehr, weil gerade jetzt die Zeit der Staatsexamen ist.“ — In der That traf bald nachher in Hankau das folgende Telegramm ein: „Die Mission von Tschungtin wurde am 1. Juli das Opfer der Unklugheit der Protestanten. Alles ist zerstört, geplündert, niedergebrannt; niemand verlor das Leben. Waudagna.“

Seither ist ein Brief des apostol. Vikars Msgr. Coupat, datirt „im Gerichtsgebäude von Taotay, am 2. Juli 1886“, eingetroffen, welcher die folgenden nähern Nachrichten bringt: „Ein schreckliches Unglück ist wie eine Lawine urplötzlich über uns hereingebrochen und wird vielleicht bei der Schwäche unserer Mandarine die Vernichtung der ganzen Mission von Ost-Sutschuen zur Folge haben. Gestern Abend gegen 4 Uhr wälzte sich eine Menschenmenge vor unser Missionshaus, der großen Pfarrei von Tschungtin, nachdem sie die Wohnungen der Protestanten geplündert und zerstört hatte. Wir hatten das nicht erwartet; denn wir hatten nichts gethan, was die Chinesen hätte reizen können. Die Menge war unabsehbar; auf einen halben Kilometer Entfernung waren die Straßen von wohl 10 000 Menschen aus der Hefe der Bevölkerung vollgepfropft. In einem Augenblicke waren unsere Thüren zertrümmert, und dann

mußten wir, meine sechs Mitbrüder und ich, Zeugen eines überaus wilden Auftrittes sein. Alles haben wir verloren: die Häuser, das Geld, die Papiere, den Kirchenschmuck, die Reliquie u. s. w. Auch die drei Priester, welche die Pfarrkirche versehen, haben gleich uns nichts gerettet als die Kleider am Leibe. Da unser Leben in Gefahr war, zog ich gegen 6 Uhr mit meinen Mitbrüdern ab, verfolgt von dem Geschrei des Pöbels, der unsern Tod forderte. Ich konnte das Gerichtshaus von Taotay erreichen, wo gegen 11 Uhr Abends auch die PP. Bletterry, Vingot und Podeshard eintrafen. Die übrigen drei Missionäre erreichten ein Bauernhaus, dessen Bewohner uns ergeben sind. Heute vollendet der Pöbel sein Zerstörungswerk.

Es ist gerade die Zeit der Staatsexamen, welche derartigen Auftritten günstig ist. Schon ist die Hälfte unserer reichen christlichen Familien geplündert worden; es ist eine wahre Revolution. Die Mandarine sind ihr gegenüber gänzlich ohnmächtig. Als man sie zu Hilfe rief, konnten sie nicht bis zu uns durchbringen; so sehr waren die Straßen vom Pöbel vollgepfropft. Gegen 8 Uhr Abends steckten sie unser Haus in Brand, nachdem sie es rein ausgeraubt hatten.“

Spätere Briefe, namentlich des P. Bletterry, bestätigen die traurige Katastrophe. Am 7. Juli hatten aber die Mandarine mit Hilfe von Truppen in der Hauptstadt die Ruhe wieder hergestellt, und die Missionäre selbst wurden in dem Gerichtsgebäude von Taotay, in das sie sich geflüchtet hatten, von dem Großmandarin von Sutschuen mit großer Freundlichkeit behandelt. Allein schon am 10. Juli muß derselbe Missionär berichten, daß der Sturm der Verfolgung außerhalb der Hauptstadt immer traurigere Verwüstungen verursacht: „Die Lüste der christlichen Bauern und Grundbesitzer, die geplündert und deren Wohnungen eingäschert wurden, ist eine lange. Wir selbst haben schon den Verlust von 16 Häusern, Apotheken u. s. w. zu beklagen. Heute Morgen erhielten wir die Kunde von der gänzlichen Zerstörung unseres Knabenseminars von Scheu-Ken-Tse; es ist dem Erdboden gleich gemacht. Man redet sogar von der Ermordung eines Greises und eines Kranken. Unsere blühendsten Stationen von Pa-Hien, Tong-Kia-Won, Long-Son-Tschung, Tsi-Jen-Ken sind vernichtet. Greise, Weiber und Kinder wissen in ihrer Noth keinen Ausweg. Sie haben nichts, rein nichts mehr. Ihre Hausgeräthe, ihre Ernte, ihre Wohnungen, ihre Kleider, ihre Hausthiere — alles ist entweder geraubt oder verbrannt. Die Heiden weisen diese Unglücklichen ab, die einen aus Furcht, die andern aus Haß. . . Wie sehr hat sich das Wort des Herrn bewahrheitet: Ihr werdet allen ein Gegenstand des Hasses sein um meines Namens willen.“

Die Lazaristenmission von Süd-Kiangxi ist ebenfalls der Schauplatz einer Verfolgung, weil die Lokalbehörden sich weigern, die im Friedensvertrage zwischen Frankreich und China gewährleistete Freiheit den Missionären zu verleihen. Msgr. Rouger, der apostol. Vikar, schreibt aus Canton den 18. Juli, daß am zweitwichtigsten Posten der Mission, zu Pin-Lan bei Kan-tschu, Alles in Trümmern liegt. In der Nacht vom 28. auf den 29. Juni wurde die Barke der Mission ausgeraubt und in den Grund gehohlet. Am 29. Morgens stürzte sich die Menge zu Tausenden auf die umliegenden Dörfer, und in wenigen Stunden waren alle Kirchen, Missionshäuser, Privatwohnungen der Christen, Vorrathshäuser, kurz Alles ausgeraubt. Die Hausthüren, Fensterposten, Fußböden wurden weggerissen; die Werkstätten von 30 Handwerkern sammt allem Handwerkszeug zerstört oder gestohlen; die Schulgebäude niedergebrannt,



das neue, beinahe vollendete Missionshaus dem Erdboden gleichgemacht, alles Baumaterial vernichtet, die Umfassungsmauern der Kirche, des Kirchhofes, der Schulen geschleift. P. Pêrès wurde schwer mißhandelt, gefangen genommen und nur gegen hohes Lösegeld freigelassen. Endlich haben die Mordbrenner sogar die Gräber entweiht und den Leichnam des P. Yuen aus dem Sarge gerissen.

### Annam.

Ueber den traurigen Fortgang der blutigen Verfolgung in Tongking und Cochinchina sind uns wieder eine ganze Reihe von Briefen zugegangen. Da der Raum uns nicht gestattet, alle abzudrucken, müssen wir uns mit einer gedrängten Zusammenstellung der Ereignisse begnügen.

Aus dem apostol. Vikariate Süd-Tongking erfahren wir zunächst, daß die Aufständischen Anfangs Mai einen neuen Angriff auf die Hauptstation Huong-Phuong unternahmen. Mit Elephanten, Kanonen und Wallbüchsen wohl versehen, rückten sie heran. Der Feind wurde mit Verlust zurückgewiesen. Eine kleine französische Truppenabtheilung, welche von den Missionären herbeigerufen wurde, verfolgte die Rebellen. Die Offiziere konnten sich der Thränen nicht erwehren, als sie die Tausende von Christen sahen, welche im äußersten Elende schmachten. Unter Bedeckung von Bewaffneten und unter beständigen Gefechten suchten die Christen einen Theil ihrer Ernte zu retten, wobei sie verschiedene Verluste zu beklagen hatten. So überfielen die Heiden in der Nacht vom 24. auf den 25. Mai die Schnitter bei Hoa-Ninh, tödteten 15 Personen, 10 Männer und



Kathedrale und erzbischöfliche Residenz in Philippopel.

5 Frauen, und brannten ihre Nothwohnungen nieder. Ebenso wurden zu Ky-Anh 17 Christen, welche ihr Heimathdorf aufsuchten, ermordet.

Aus West-Tongking ist ein Telegramm des apostol. Vikars Msgr. Puginier eingetroffen, welches mit knappen Worten das Unglück der katholischen Mission in der Provinz Thanh-Hoa zusammenfaßt:

„In Thanh-Hoa sind im August 700 Christen ermordet und 30 Dörfer niedergebrannt worden; 9000 Christen sind in Hungersnoth.“

Der apostol. Vikar von Nord-Cochinchina, Msgr. Caspar, berichtet ebenfalls von neuen Vernichtungsschlägen, welche die Christengemeinden von Kwang-Vinh trafen. Gleich nach den

ersten Unruhen hatten die flüchtigen Christen in den Nachbarrdörfern der Hauptstadt, namentlich in Sao-Bun, Saocat-trehn und Diloi, Schutz gesucht. Dieselben waren also mit Unglücklichen überfüllt; allein es genügte dem Hasse der Heiden nicht, die Christen an den Bettelstab gebracht zu haben, sie wollten ihnen auch das Leben rauben. In der Nacht vom 24. auf den 25. Juni überrumpelten die Rebellen das Dorf Sao-Bun. An einen erfolgreichen Widerstand konnte nicht mehr gedacht werden; P. Bonin mußte daran denken, wie er seine Herde nach der Citabelle der nahen Hauptstadt rette. Für die Mehrzahl gelang es ihm; aber manche fielen doch der Wuth der Feinde zum Opfer. So hatten sich 50 Mann in die Kirche geflüchtet, entschlossen, sich zu vertheidigen, bis Hülfe aus der Hauptstadt



komme. Sie kam leider zu spät. — Glücklicher Weise waren die Bewohner der beiden Nachbardörfer durch die Ueberrumpfung von Sao-Bun gewarnt und flüchteten rechtzeitig in die Citadelle. 1600 Christen sind so vom Tode durch Feindeshand gerettet; aber sie haben Alles verloren und müssen nun von den Missionären vor dem Hungertode bewahrt werden! — Auch aus dem Norden der Provinz Kwang-Binh kommen traurige Berichte. Die Gemeinden Ke-sen und Ke-bang, wo etwa tausend Christen zusammen wohnen, wurden in der Nacht vom 3. auf den 4. Juli angegriffen. Noch ist es nicht sicher, ob sie sich halten konnten, bis die Truppen, welche zu ihrem Entsatz abgingen, bei ihnen eintrafen.

### Aequatorial-Afrika.

**Apokal. Vikariat Tanganjika.** Schon oben (S. 110) theilten wir einen Brief aus der Missionsstation Kibanga mit. Derselbe war vom Mai 1885 datirt. Ein neuerer Brief des P. Coulbois vom 3. December 1885 entwirft uns ein anschauliches Bild von den Arbeiten, denen sich die Missionäre aus Algier an den großen Seen im Herzen Afrika's unterziehen:

„Ein Ueberblick über unsere verschiedenen Arbeiten in Kibanga wird Ihnen gewiß erwünscht sein, und ich will Ihnen denselben am Ende dieses Jahres gerne geben.

Beginnen wir mit dem Waisenhaus. Dasselbe war bisher unser Hauptwerk, dem wir die meiste Sorge zuwandten, das uns aber auch den reichlichsten Trost gewährte. Vor kurzem



Erzbischofliches Seminarium Seraphicum in Philippopol.

hatten unsere Kinder, alle aus der Sklaverei losgekauft, die Zahl hundert erreicht; jetzt hat aber der Tod einige Lücken in die Schaar unserer Pfleglinge gerissen. Die Blattern, die eine Zeit lang verschwunden schienen, haben sich nämlich wieder eingestellt und ihre Opfer namentlich unter den jüngst Freigekauften gefordert. Diese armen Kinder kommen gewöhnlich ganz erschöpft und dem Tode nahe in unsere Hände. Es ist also nicht zu verwundern, daß die Seuche sie in diesem Zustande äußerster Schwäche trotz aller Pflege hinwegrafft. Wenn aber das Waisenhaus sich also entvölkert, so hat der Himmel davon den Gewinn: denn keines der lieben Kleinen verläßt diesen Ort der Leiden, ohne daß es im Wasser der heiligen Taufe reingewaschen wäre. Dann füllen auch neue Losgekaupte

rasch die Lücken, da es oft genug Gelegenheit gibt, solche unglückliche Wesen zu befreien; viel eher fehlt es uns an Mitteln als an Opfern der Sklaverei, die wir loskaufen könnten. Die Geschichte dieser kleinen Wesen läßt sich gewöhnlich in zwei Worten geben: Kriegsgefangene oder verkauft von einem ältern Bruber, oft auch von den Eltern selbst.

Auf unserer Reise nach dem Süden des Sees konnten wir einen jungen Menschen kaufen, der an den Blattern dem Tode nahe war und auch des folgenden Tages in der besten Stimmung starb. Auch befreiten wir unterwegs einen kleinen Skaven und erhielten von Herrn Storms zwei andere, welche er Räubern abgejagt hatte. Der eine von ihnen, Namens Fatati, d. h. Kapsel, ein Quecksilbermännlein von 2 1/2 Jahren, konnte



nur mit Mühe an die Hausordnung gewöhnt werden; er wollte von allen Einschränkungen nichts wissen, nicht einmal von einem Fehlen Kleidung, und schlug ohne Unterschied nach jedermann, der sich ihm nahte. Man hat ihn aber doch endlich gezähmt, und jetzt geht er mit den andern 75 Kleinen, welche bei unserm Baue helfen, und trägt ganz stolz seinen halben Backstein. Der Kleinste von allen ist kaum zwei Jahre alt; er heißt Quango, und das ist der Name eines Vögelchens. Man brachte ihn uns, weil seine Mutter gestorben war. Als er unsere Bärte und weißen Gesichter sah, schrie er und wollte davonlaufen. Er kam aber nicht weit; der Aufseher der Allerkleinsten, ein Knabe von fünf Jahren, hatte ihn bald eingeholt, band ihn an einer Schnur an seinem Gürtel fest, um so einem zweiten Fluchtversuch vorzubeugen, gab ihm einen Stecken in die Hand und hieß ihn, ihm die Hühner und Enten hüten helfen.

Das kleine Volk ist zu allen Stunden des Tages außerordentlich interessant: in der Religionslehre, wo sie mit großem Eifer die Gebete lernen; auf dem Felde, wo sie bei der Arbeit helfen, welche ihnen Brod verschaffen soll; in der Erholung, wo sie fröhlich laufen und springen. Das Amt des Vaters und Lehrers in einem Waisenhanse hat auch seine tröstliche Seite, obschon man oft die Arbeit einer Kindsmagd auf sich nehmen muß. Bei der bevorstehenden Ankunft unseres apostol. Vikars hoffen wir eine bedeutende Anzahl im Katechismus so weit unterrichtet zu haben, daß sie die heilige Taufe empfangen können.

Fast hätte ich vergessen, daß Ribanga in der Nacht vom 7. auf den 8. November beinahe ein Raub der Flammen geworden wäre. Abends 9 Uhr brach in dem Baue, wo für die Kinder gekocht wird, auf unbekannte Weise Feuer aus. Das Dach stand in Flammen, während auf dem Herde kein Funke mehr glimmte. Ich bin geneigt, böswillige Brandstiftung anzunehmen. Einige Tage vorher hatten wir uns geweigert, einem benachbarten Häuptlinge einen Unglücklichen auszuliefern, der sich zu uns geflüchtet hatte. Der Häuptling wollte ihn als einen Hexenmeister hinrichten lassen und war natürlich ob dem Mißlingen seiner Absicht sehr erzürnt. Der Bau, in welchem das Feuer ausgebrochen, war rasch von den Flammen verzehrt, und der Brand, der durch einige Krüge Palmöl Nahrung erhielt, drohte sich auszubreiten. Die Kapelle war nur wenige Schritte von dem Flammenherde entfernt. Glücklicher Weise trieb aber der Wind die Flammen nach der andern Seite. Hätte die Kapelle Feuer gefangen, so wäre Alles verloren gewesen; sie ist an unsere Wohnung angebaut und bildet einen Flügel derselben. Schon hatten wir das heilige Sacrament und einen Theil der heiligen Gewänder geflüchtet. Jedes Unglück hat aber auch seine gute Seite. Der eingeäscherte Bau verunstaltete unser Dörfchen, und wir hatten schon daran gedacht, ihn einzureißen. Das ist nun nicht mehr nöthig. Mgr. Charbonnier kann jetzt an dessen Stelle eine schöne und geräumige Kapelle bauen lassen; denn die unserige reicht für die Katechumenen und Christen nicht mehr aus.

Während des Jahres 1885 haben wir 70 Kinder losgekauft.

Zum Schluß noch eine für die Mission am Ober-Kongo wichtige Nachricht. Mohammed Ben Rhelfan, der Araber, mit dem wir wegen unserer vierten Karawane verhandelten, kam auf einem neuen und viel geradern Wege von Manjuema, auf dem man Nyangwe (die Hauptstadt Manjuema's am obern Laufe des Kongo) von Ribanga aus in sechs Tagen erreichen könne. Wenn sich das so verhält, so ist die Reise weber weit noch kostspielig."

## Südafrika.

**Trappistenmission in Natal.** Der bekannte Trappist P. Franz, der vor einiger Zeit von seinen Mitbrüdern zum Abt des von ihm gegründeten Klosters Marianhill gewählt wurde und sich augenblicklich wieder in Deutschland aufhält, sendet uns den folgenden Bericht über den geistlichen Fortgang der mit seinem Trappistenkloster verbundenen Mission:

„P. Franz ist der Schöpfer dieser Mission. Anfangs 1883 begann er auf einer von ihm gekauften Farm bei Pinetown in Natal, 16 englische Meilen von der Küste des Indischen Oceans, die ersten Hütten zu bauen. Seine Mitbrüder hatte er aus Bosnien mitgebracht, wo er 12 Jahre früher das weitbekannte Trappistenkloster Mariastern gründete. Die Kaffern, unter denen er sich niederließ, gehören zum Stamme der Zulu und hatten sich bis dahin hartnäckig geweigert, das Christenthum anzunehmen. Die Trappisten begannen mit Ausroden, Straßenbau, Aekern und Bebauen zum Staunen der Engländer wie der Kaffern. Im Jahre 1884 wurden die ersten schwarzen Knaben in die Schule aufgenommen; die Eltern ließen sie nicht gerne gehen, obschon die Trappisten die Kinder unentgeltlich ernährten und kleideten. Bald fühlten aber die Schwarzen, daß es gut ist, unter dem Krummstab zu leben; denn die Kaffern, welche auf der Trappistenfarm lebten, wurden viel milder als von anderen Grundherren behandelt. Um keinen Preis wollten sie daher diesen Boden verlassen. Das benützten die Trappisten, diese Pächter zu bewegen, daß sie die Kinder ihnen zur Erziehung übergaben. Der Erfolg war derartig, daß Anfangs October 1885 ein glänzendes Schulfest abgehalten werden konnte, bei welchem die Fortschritte der kleinen Kaffern die Erwartungen weit übertrafen. Gleichzeitig wurden die Knaben in Handwerken und in Garten- und Feldarbeit unterrichtet, wozu alle ohne Ausnahme angehalten werden.

Mit der Eröffnung der Schule begann auch die sonntägliche Predigt an die Erwachsenen. Zuerst mußte ein Dolmetscher den Vortrag übersetzen; nach fünf Monaten war aber schon ein Trappist im Stande, in der Kaffernsprache zu predigen und täglich, oft mehrmals, Katechese zu halten. Auf Weihnachten 1884 wurden die ersten vier Kaffern getauft, und ein Jahr später waren schon 200 theils Knaben theils Erwachsene in die heilige Kirche aufgenommen. Weit größer war die Schwierigkeit, die Kaffernmädchen zu bekehren; denn diese werden von ihren Eltern eifersüchtig behütet, damit ihnen der reiche Kaufpreis nicht entgehe, den sie bei der Verheirathung erhoffen. Der Bräutigam muß nämlich den Eltern seiner Braut oft zehn Ochsen bezahlen. Und doch war es nothwendig, auch Mädchen zu bekehren, damit unsere jungen Christen nicht heidnische Mädchen ehelichten. Zu diesem Zwecke berief man Missions-schwester aus Deutschland, und diese eröffneten im November 1885 eine Mädchenschule, in welcher nebst den Elementarfächern Haus-, Hand- und Feldarbeiten gelehrt werden. Gegenwärtig befinden sich in dieser Anstalt gegen 50 Mädchen unter der Leitung von zwölf Schwestern. In der Knabenanstalt gibt es bei 70 Knaben, wovon 30 weiße; der Unterricht derselben wird von den Trappistenbrüdern besorgt. Kost, Kleidung, Wohnung, Betten, Wäsche, Schulbücher, Werkzeuge u. s. w. werden sowohl den Knaben als den Mädchen vom Trappistenkloster unentgeltlich verabreicht. Drei Trappisten beschäftigen sich täglich mit Predigt und Katechese nicht nur im Kloster, sondern weit über die Grenzen seines Besitzes hinaus in den Kaffern-



börfern. Im Ganzen erreicht jetzt die Zahl der Neugetauften beinahe 300.

Es besteht ferner ein Arbeiterasyl, in welchem zehn junge Leute unentgeltlich und ohne jede Verbindlichkeit zu Handwerkern herangebildet werden, auch Unterricht im Zeichnen, Gesang und Musik erhalten.

Schon verlangen die Kaffern von entfernteren Theilen Natal's Trappistenprediger. Einige haben sich angeboten und auch bereits begonnen, Kapellen zu bauen. An der äußersten Grenze Natal's, am Umzimfulu, hat Satagedwa, der einflussreichste Häuptling in diesem Theile der Colonie, die Trappisten zur Errichtung von Schulen eingeladen. P. Franz reiste nach Osters dieses Jahres zu ihm und schloß mit ihm einen Vertrag betreffs der Gründung einer Schule. Ein Bauplatz ist angekauft, und sofort ziehen ein halbes Duzend Brüder mit einem Priester an den Polesusfluß, um die betreffenden Schul- und Wohngebäude zu errichten. Zwölf neue Schwestern sind von Deutschland auf dem Wege über den Ocean nach Natal, um sich an der großen Arbeit zu betheiligen. P. Franz gedenkt ein Netz von Filialschulen über das Zululand auszubreiten, wenn ihm Gott das Leben und die nöthigen Hülfsmittel gewährt."

### Nordaustralien.

**Port Darwin.** Wie unsern Lesern bekannt ist, hat der hochw. P. Strele S. J., im Vereine mit seinen Ordensbrüdern aus der österreichischen Provinz, vor vier Jahren in der Nähe von Port Darwin eine Mission unter den Australnegern begonnen (vgl. 1883 S. 258 und 1885 S. 196 ff.). P. Kriften, welcher in derselben Mission arbeitet, hat in den letzten Monaten an seinen Obern in Europa, den hochw. P. Provinzial der österreichischen Provinz, nachstehende Mittheilungen gesandt. Sie werden uns einen kleinen Einblick in diese an Beschwerden und Entbehrungen reiche Missionsarbeit gewähren. Der junge Missionär schreibt:

"Bald nach seiner Rückkehr aus Sydney, wohin er bekanntlich als Superior dieser Mission zu dem ersten australischen Plenarconcil eingeladen war, beauftragte mich P. Strele, den Negern bei ihren Arbeiten mit Rath und That, soweit es eben möglich ist, an die Hand zu geben; auch muß ich sie in ihrem häuslichen Leben überwachen und belehren, um sie allmählich an ein geordnetes Leben zu gewöhnen.

Wenn Guer Hochwürden sich an die Berichte des P. Bauke über Paraguay erinnern, so sind Ihnen in denselben ziemlich genau auch unsere Arbeiten beschrieben.

Wir sind jetzt noch mehr Bauern oder Aufseher, als Priester; allein das ist der einzige Weg zum Ziele. Wir müssen also dem Negerstamme zuerst einen Boden schaffen, damit er sich ansäßig machen kann.

Das Land liegt im Großen und Ganzen unbenüzt, und der von uns bestellte Boden, welcher Tag für Tag den Schweiß und die Mühe der Patres, Brüder und Neger gekostet hat, trägt noch nicht viel ein, nur einige Säcke Kartoffeln. Es steht aber zu erwarten, daß dieses Land, wenn es einmal wie anderswo bebaut werden kann, die Arbeiten durch ein gutes Ertragniß an Reis, Zucker, Mais und ähnlichen Früchten lohnen werde. Dazu ist Zweierlei dringend nothwendig. Einmal Werkzeuge, welche hier schwer oder nur zu ungeheuern Preisen zu haben sind; und woher sollen wir das Geld nehmen? Dann aber brauchen wir erfahrene Brüder, welche die Neger im Ackerbau und in den nothwendigsten Handwerken unterrichten, also Deko-

nomen, Schmiede, Schuster, Schneider u. s. w. Die Neger sind mir sehr zugethan, und ebenso dem P. O'Brien, und wenn wir sie auch zur Arbeit anhalten und ihnen in mancher Beziehung belehrend zur Seite stehen, so sind wir doch nicht in der Lage, sie in den Handwerken und andern für den täglichen Gebrauch nöthigen Arbeiten entsprechend zu unterrichten. Allerdings sind die beiden sehr fleißigen Brüder Scharmer und Eborshil unter uns; wie können sie aber für so vielfältige Bedürfnisse auch nur das Nothwendigste leisten? Mit einer eigentlichen Landwirthschaft können wir also nicht beginnen; fünf Ziegen und ein Pferd bilden unsern ganzen Viehstand.

Die Arbeiten auf dem Missionsfelde sind mit nicht geringeren Schwierigkeiten verbunden. Wir stehen eben in Allem am Anfange. Doch ist ein guter Erfolg für die Zukunft, wenn auch erst nach Jahren, zu erwarten. Gegenwärtig haben wir 58 Katechumenen im Unterrichte. Alle Anzeichen sagen uns, daß diese bald getauft werden können. Die Knaben und Mädchen, welche bereits früher getauft worden sind, bereiten dem P. Conrath viele Freude. Am weißen Sonntag nach den dießjährigen Osters hat P. Superior dem ersten Schwarzen feierlich die heilige Taufe gespendet; es ist dieß als der erste feierliche Taufakt auf unserer Station zu verzeichnen. Vor nicht gar langer Zeit hat auch ein Weib und bald darauf ein Mann, beide aus verschiedenen Familien, in der Todesgefahr die heilige Taufe empfangen.

Die Vielweiberei ist der Punkt, welcher uns bei der Bekehrung der Wilden die größten Schwierigkeiten bietet. Es gibt allerdings Männer, von denen jeder nur ein Weib hat; wenn sie aber ein höheres Alter erreicht haben, so nehmen viele ein zweites, drittes, auch viertes Weib, und zwar oft Mädchen von 12 und 14 Jahren. Der Grund hiervon mag wohl zumeist in Folgendem liegen. Diese Männer und Greise wollen möglichst viele Weiber haben, damit sie ihnen Nahrung und andere nothwendige Dinge herbeischaffen, während sie selbst sich dem Nichtsthun oder dem Schlafe ergeben.

Darum haben wir aus dem ganzen Stamm vorläufig nur die verlässlicheren Familien ausgewählt, und von den jungen Männern bloß jene, welche nur ein Weib haben. Selbstverständlich müssen alle Neigung zeigen, christliche Sitten anzunehmen zu wollen. Weil aber der ganze Stamm in allen seinen Gliedern auf das Innigste verbunden ist, und die häufigen Besuche, welche sie sich gegenseitig machen, nicht abgeschnitten werden können, so erwachsen uns daraus nicht geringe Schwierigkeiten. Es ist demnach die Frage wohl zu überdenken, ob es nicht besser wäre, wenn wir nach einem oder dem andern Jahre den ganzen Stamm „Wulner“ auf unserer Station zusammenzögen. Der Stamm zählt zwar nur 150—180 Köpfe; dennoch können wir an die Ausführung dieses Planes, so zweckmäßig er an sich wäre, wegen Mangels an Mitteln für den Unterhalt und die Colonisirung der Neger vorläufig nicht denken.

So sehen sich die Dinge an, wenn man sie mit rein menschlichen Augen betrachtet; wir hoffen aber, daß die göttliche Vorsehung in besonderer Weise eingreifen werde. Und zu dieser Hoffnung sind wir vollauf berechtigt. Bisher haben wir hauptsächlich von der göttlichen Vorsehung gelebt. Oft wissen wir nicht, woher wir Brod bekommen werden, und Nahrung und Kleidung für uns und für viele Katechumenen müssen wir auch jetzt noch von den Almosen erwarten.

Wir wollen darum auch in Zukunft auf Gottes Güte und Vorsehung vertrauen, welche uns noch nie im Stich gelassen;



auf die Hülfe, welche uns Euer Hochwürden gewiß nach Kräften senden werden; auf die Almosen jener, welchen der hl. Glaube ein kostbares Gut und dessen Verbreitung ein heißer Wunsch ihres glaubensvollen Herzens ist.

Ich selbst aber kann Euer Hochwürden die Versicherung geben, daß ich trotz der Schwierigkeiten, wie ich sie genannt, und anderer, die ich nicht genannt, niemals es bereute, mich für diese Mission bereit erklärt zu haben, und bin daher auch nicht im Stande, Ihnen meinen vollen Dank dafür auszubringen, daß Sie mich in diese Mission geschickt haben.

Um meinen Zweck hier möglichst gut zu erreichen, will ich nicht zurücktreten vor den obwaltenden Schwierigkeiten, kann mich aber auch nicht abhalten lassen, mich zum Bettler, zum zubringlichsten Bettler für unsere Neger zu machen.

Ich bitte also Euer Hochwürden, senden Sie uns Hülfe durch taugliche Brüder, versehen Sie dieselben mit nothwendigen Handwerkszeugen, senden Sie uns, wenn nur möglich, auch andere Hilfsmittel, damit der Tag immer näher heranrückt, an welchem Gott die Ehre werde und uns die Freude, den ersten, wenngleich kleinen Negerstamm an Australiens Nordküste aus der Wildniß und dem Heidenthum in den erquickenden und beseligenden Schatten des heiligen Kreuzes verpflanzt zu haben."

Wir fügen diesem Berichte den aufrichtigen Wunsch bei, daß dem seeleneifrigen Missionär recht bald Kräfte und Mittel zur Verfügung gestellt werden, um einem so schönen, aber schwierigen Unternehmen Gedeihen und Wachsthum zu sichern und so seine Hoffnungen zu erfüllen.

## Für Missionszwecke.

	Mark.
Für die dürftigsten Missionen:	
Von Buchhalter M. F. in Passau . . . . .	25.—
" Andre. Haller, Coop. in Landshut . . . . .	200.—
" M. Gindl, Benef. in Kremsberg . . . . .	30.—
Durch die „Freie Stimme“ in Radolfzell . . . . .	13.34
Von W. Ringler in Kleybau . . . . .	100.—
Durch J. Rißberger, Coop. in Waizentirchen . . . . .	40.60
Von Dr. Fr. St. in Graz: „Gott rühre noch andere“ . . . . .	3.—
Von Leonh. Galtl, Pfarrer in Frauenzell . . . . .	60.50
Für die Missionen in Indien, China u. Tongking:	
Von Wfr. A. G. aus Krain . . . . .	2764.20
Th. L. Rheine . . . . .	5.—
Ein Kranter . . . . .	10.—
Von Dr. Fr. St. in Graz: „Gott rühre noch andere“ . . . . .	372.60
Durch Wfr. S. in Wesbed . . . . .	20.—
Von Alois Stöcker in Lautzville, Wis. . . . .	41.—
„Du Ehren des göttlichen Herzens Jesu“ . . . . .	1.—
Von R. A. B. S. . . . .	5.—
Zubehörs-Gabe von J. S. in A. . . . .	10.05
Von J. in Dinfelsbühl . . . . .	5.—
Von Leonh. Galtl, Pfarrer in Frauenzell . . . . .	20.—
Durch die „Germania“ in Berlin . . . . .	41.—
Für die Missionen im Orient:	
Zubehörs-Gabe von J. Schl. . . . .	100.—
Durch P. Wimmer, Kloster Schäftlarn . . . . .	20.—
„die „Germania“ in Berlin . . . . .	15.—
Für arme Arbeiterfrauen in Italien:	
Aus Rovereto . . . . .	40.—
Für nothleidende Missionspriester zur Verpflegung von hl. Messen:	
Von Dr. Fr. St. in Graz . . . . .	487.80
J. a. B. . . . .	4.06
Aus Remise . . . . .	190.—
Durch J. Rißberger, Coop. in Waizentirchen . . . . .	243.60
Von A. F. Bonif. . . . .	100.—
Aus B. . . . .	100.—

	Mark.
Für die nothleidenden Priester in Südbrasilien:	
Durch den „Leo“ in Paderborn . . . . .	270
Für die Missionen in Afrika:	
Von R. A. B. S. . . . .	5.—
Durch J. M. Schmitz in Bonn . . . . .	14.50
Von Goblentz, Ungenannt . . . . .	75.—
Durch die „Germania“ in Berlin . . . . .	171.30
Für die Jesuiten-Mission am Sambezi (Südbrasilien):	
Von J. Guller, Dombisat in Eiler . . . . .	100.—
„Goblentz, Ungenannt . . . . .	75.—
Durch Inspektor Diefenbach, Sachsenhausen . . . . .	20.—
Zubehörs-Gabe von J. S. in A. . . . .	10.—
Von J. in Dinfelsbühl . . . . .	5.—
Durch die „Germania“ in Berlin . . . . .	40.—
„in honorem ss. cordis Jesu“ . . . . .	20.—
Für die Mission in Marientfeld, Texas (Nordamerika):	
Von J. Weber, Pf. in Kanberretersheim . . . . .	10.—
Aus Remise . . . . .	5.—
Zubehörs-Gabe von J. S. in A. . . . .	10.—
Durch J. Rißberger, Coop. in Waizentirchen . . . . .	81.20
Für die Missionen in dem Felsengebirge (Nordamerika):	
Durch P. B. in Portico . . . . .	500.—
Für die Nordischen Missionen:	
„Ut mittas operarios in messam suam“ . . . . .	50.—
Von Kaplan Schindler in Montjole . . . . .	5.30
„J. in Dinfelsbühl . . . . .	10.—
Durch R. aus Wachen . . . . .	100.—
Für den Kindheits-Jesu-Verein:	
Durch Wfr. S. in Wesbed . . . . .	3.—
Inspektor Diefenbach, Sachsenhausen . . . . .	5.—
Vom Oberrhein . . . . .	100.—
Zubehörs-Gabe von J. S. in A. . . . .	10.—
Von Leonh. Galtl, Pf. in Frauenzell . . . . .	80.—

	Mark.
Für den Bonifacius-Verein:	
Durch Inspektor Diefenbach in Sachsenhausen . . . . .	16.50
Vom Oberrhein . . . . .	100.—
Von Leonh. Galtl, Pf. in Frauenzell . . . . .	160.—
Zubehörs-Gabe aus der Pfarrei Glas . . . . .	23.80
Für den Franziskus-Kaverius-Verein:	
Von J. a. B. . . . .	4.06
Vom Oberrhein . . . . .	100.—
Für Verkauf und Unterhalt von Kindern:	
Von Wfr. Schaut in Etten i. S. . . . .	21.—
Durch Pastor Lorenz in Dorsten . . . . .	105.—
Von J. Sch. Pf. in Albenbach . . . . .	20.—
Durch J. Lichtenegger, Pf. in Tann . . . . .	20.—
Von Wfr. D. in A. . . . .	5.—
Durch die „Germania“ in Berlin . . . . .	55.35
„P. S. in D. . . . .	21.—
„St. Franziskus Kaverius, bitte für uns!“ . . . . .	40.—
Für Verkauf und Unterhalt von Kindern:	
Von Ungenannt in T. . . . . a. b. S. . . . .	200.—
Pro Papa:	
Durch Inspektor Diefenbach in Sachsenhausen . . . . .	3.50
Für verschiedene Zwecke:	
Durch Grafen zu Stolberg . . . . .	26.50
Von L. Anzgat in Uscio jezniekle . . . . .	3.30
„Wols Stell in Schollach . . . . .	2.30
Durch J. Rißberger, Coop. in Waizentirchen . . . . .	81.20
Von G. B. S. . . . .	3.—
Durch die „Germania“ in Berlin . . . . .	33.—
Zubehörs-Gabe aus der Pfarrei Glas . . . . .	4.10
Von Wfr. Stein in Sigen (für San Leopoldo) . . . . .	50.—
Von demselben (für Smyrna) . . . . .	20.—
Zubehörs-Gabe aus der Pfarrei Glas . . . . .	36.—
Aus Wittenbed (für Dakota) . . . . .	300.—
Von Frau S. in Köln (für Bombay) . . . . .	300.—

## Danksagung und Bitte.

Auch in diesem Jahre hat sich die Wohlthätigkeit unserer Leser wiederum bewährt, indem uns an Gaben für die verschiedenen apostolischen Zwecke in den auswärtigen Missionen die Summe von

**60 251 Mark 87 Pfennig**

zur Verfügung gestellt wurde. Die Gesamtsumme der seit Gründung dieser Zeitschrift bei uns eingelaufenen Missionsalmosen beträgt nunmehr:

**845 289 Mark 32 Pfennig.**

Den Lohn der Almosen wird bereinst unser Herr nach dem Maße seiner Liebe und Erbarmung in überströmender Weise bezahlen an dem Tage, da er sagen wird: „Kommet zu mir, ihr Gefegneten meines Vaters, nehmet das Reich in Besitz, das euch seit Grundlegung der Welt bereitet ist. Denn ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist; ich war durstig, und ihr gabt mir zu trinken“ u. s. w. Es sind ja die Werke der leiblichen und der geistlichen Barmherzigkeit, welche durch die Missionsalmosen ermöglicht und geübt werden. Wie viel Noth und Elend, geistiges und leibliches, konnte durch diese

Gaben gebannt oder wenigstens erträglich gemacht werden! Wie groß ist aber auch das Unglück unserer christlichen Brüder allein in Tongking und Cochinchina, wo Hunderte von Christenbrüdern niedergebrannt, Tausende von Christen hingemordet, Zehntausende ausgeraubt, an den Bettelstab gebracht, dem Hungertode überliefert oder aus der Heimath vertrieben sind! Wir hatten im Laufe dieses Jahres Herzerreißendes zu berichten, und noch scheint es leider, daß wir nicht am Ende der Trübsal angelangt sind. Angesichts dessen und noch so zahlloser anderer Bedürfnisse, welche wir in jeder Nummer dieser Zeitschrift unsern Lesern an's Herz zu legen haben, ist es nicht nothwendig, mit vielen Worten um Fortsetzung und, sofern es möglich ist, um noch eifrigere Theilnehmung an diesem Liebeswerke zu bitten. Die äußerste Noth selbst, das eigene Mitleid und der Seeleneifer, der unsere Leser erfüllt, rufen lauter als unsere Worte es vermögen. „Gebt also, und es wird euch wieder gegeben werden!“ „Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

Die Redaction.

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von **J. J. Sutter**, Chefredakteur der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg. Buchdrucker der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg (Baden). — Redaktionschluss und Ausgabe: 15. November 1888.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.